Zb VI. 54.

L. gr. o. 556

Zb. VI. 54. Hlb Leinwand
Schwenk Tragödien
des Sophokles.

Die sieben

Tragödien des Sophokles.

Erklärungen

von

Konrad Schwenck.

In J. D. Sauerländer's Verlag in Frankfurt a. M. sind ferner noch folgende empfehlenswerthe Schriften erschienen:

Die Mythologie

der Asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven, herausgegeben von **Konrad Schwenck**, Conrector am Gymnasium in Frankfurt am Main. Erster Band: „Die Mythologie der Griechen," für Gebildete und die studirende Jugend. Mit 12 Tafeln. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. 10 Sgr. fl. 4.
Zweiter Band: „Die Mythologie der Römer." gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der dritte Band, die Mythologie der Asiatischen Völker enthaltend, ist soeben vollendet und wird noch im Laufe October 1846 ausgegeben. Jeder Band ist einzeln zu haben.

Beitrag zur Wortforschung

der lateinischen Sprache. Von Dr. **K. Schwenck.** gr. 8. 15 Sgr. 54 kr.

Zweiter Beitrag zur Wortforschung

der lateinischen Sprache. Von Dr. **K. Schwenck.** gr. 8. 15 Sgr. 54 kr.

Mythologische Skizzen.

Von Dr. **K. Schwenck.** 8. Geheftet. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

Wörterbuch der deutschen Sprache

in Beziehung auf Abstammung und Begriffsbildung. Von Dr. **K. Schwenck.** Dritte, vielverbesserte und vermehrte Ausgabe. 52 Bogen in groß Lexikonformat. Gebunden. Rthlr. 2. 20 Sgr. fl. 4. 48 kr.

Goethe's Werke.

Erklärungen von Dr. **K. Schwenck.** 8. Geh. 22½ Sgr. fl. 1. 20 kr.

Drei Bücher deutscher Prosa

in Sprach- und Stylproben, von Ulphilas bis auf die Gegenwart (360—1837). Herausgegeben von Dr. **H. Künzel.** Drei Theile in zwei Bände gebunden. Zweite wohlfeile Ausgabe. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

☞ Siehe die dritte Seite des Umschlags.

Die sieben

Tragödien des Sophokles.

Erklärungen

von

Konrad Schwenck.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Frankfurt a/M.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1846.

C. Naumann's Druckerei. Frft. a. M.

Inhalt.

	Seite.
Elektra	1
Die Trachinierinnen	27
Ajas	49
Philoktetes	74
König Oedipus	97
Oedipus in Kolonos	121
Antigone	144

Elektra.

Wir sehen in dieser Tragödie die göttliche Gerechtigkeit das Verbrechen, wenn auch spät, mit voller Vergeltung heimsuchen, und mit einem furchtbaren Ernst, die Lehre, Gleiches wird durchaus mit Gleichem vergolten, zur Anschauung bringen. Klytämnestra hatte ihren Gatten gemordet, meuchlerisch am Herde des Hauses, wo er, im Bereiche der schirmenden Gottheit des Hauses, er das Haupt desselben, sieggekrönt als Heerfürst von Troja zurückkehrend, solchen Frevel von des eigenen Weibes Hand nimmer erwartete. Die ungeheure That, welche geheiligte Bände des Lebens schnöde zerriß und den heiligen Frieden des Hauses blutig besudelte, wird mit schauerlicher Talion vergolten, denn das Weib, das den Gatten gemordet hatte, den sie meuchlerisch im eigenen Hause überfiel, als er Glück und Ruhe daselbst zu finden

gewiß war, wird von dem eigenen Sohn zur Stunde, wo sie nach langem Bangen und vielen qualvollen Tagen Glück und Ruhe im Hause zu finden gewiß war, meuchlerisch überfallen und getödtet. Die Tragödie beginnt zur Stunde, wo die Rache heranschreitet, und so mußte der Dichter, da das Verbrechen außerhalb der Darstellung lag, dieses anderweitig zur Anschauung bringen, und weil der Muttermord, mochte er noch so nothwendig und gerechtfertigt erscheinen, doch eine allzu schauerliche That ist, die Nothwendigkeit der Rache erörtern und begründen, ohne den Muttermörder selbst das Verbrechen und die Nothwendigkeit der Rache zur Genüge erörtern zu lassen. Dieses erreichte der Dichter dadurch, daß er die Elektra zur Trägerin dieser Idee machte, und erreichte es in einem Grade, welcher, wenn Orestes in den Vordergrund getreten wäre, nicht zu erreichen war, denn dem Manne, dessen die That ist, geziemt die wiederholte lange Klage nicht, wohl aber dem Weibe, das seinen Schmerz nur in der Klage stillen kann. So lebt denn Klytämnestra's Frevelthat in Elektra's Klagen und ihrem maaßlosen Rachedurst vor unsern Augen auf, und die Strafe drängt sich als eine nothwendige, ganz unerläßliche auf. Daß die eigene Tochter fort und fort krankhaft gespannt in heftiger Leidenschaft um Rache gegen die Mutter ruft,

ist zwar eine gerechte, wenn auch schauerliche Vergeltung ihrer unnatürlichen That, denn wer heilige Verhältnisse verletzt, an dem sollen sie wieder verletzt werden; doch könnte die Tochter allzu herb scheinen, ob ihres jahrelangen Verharrens in einem wahrhaft glühenden Racheburst, der, wiewohl die Zeit Alles mildert, eher wächst als abnimmt. Der Dichter aber hat diesen Racheburst als einen natürlichen durch den Charakter der Elektra und die Umstände wohl begründet, denn wir erblicken in ihr eine Jungfrau, welche, so weit es dem Weibe vergönnt ist, einen heldenhaften Zug ihres Geschlechts in ihrem Wesen hat und deren Seele der Schwung der Begeisterung inwohnt. Edele Frauennaturen werden mächtig ergriffen von Heldengröße und neigen sich solcher in schwärmerischer Bewunderung zu, da ihnen selbst die Heldenthat versagt ist. Es war daher natürlich, daß Elektra dem Vater, der in der Herrlichkeit des Heerfürsten von ganz Hellas dastand und im Glanze des Sieges nach der großen That heimkehrte, mit Stolz und Begeisterung anhing, und daß der Schmerz um seinen schmachvollen heimtückischen Untergang ihre Begeisterung für ihn in eine Rachebegeisterung umkehrte. Dazu kam, daß ihrem reinen Wesen die Mutter sittenunrein gegenüberstand, und würde eine Fremde solcher

Art durch ihre Berührung sie verletzt haben, welcher Schmerz mußte ihre Seele erfüllen ob der Schande ihrer Mutter, die sie täglich sah und mit der sie leben mußte. Wie aber war dieser Schmerz, der herbste, den es für ein reines edles Tochterherz geben kann, dadurch gesteigert, daß der Buhle, den sich die Mutter erwählt, der Mordgehülfe derselben war und ihr als ein unwürdiger Feigling erschien.*) Nicht nur befleckt mit Mord und Sittenunreinheit war die Mutter, sie hatte auch den Helden dem Feigling geopfert, was Elektra's Begeisterung für Heldenthum dieselbe in dem verächtlichsten Lichte erscheinen lassen mußte. Doch dieses Alles war es nicht allein, was Elektra mit leidenschaftlichem Haß und gram-

---

*) Grade so finden wir in Shakespeare's Hamlet den Jüngling mit so tiefem Gram erfüllt, daß die Mutter einen persönlich niedrigeren Mann seinem heldenhaften edlen Vater vorgezogen und um seinetwillen mit seiner Hülfe den besseren gemordet hatte. Ja, schon ehe er den Mord erfahren hatte, drückte es seine Seele, daß die Mutter so schnell nach des Vaters Tode zur Wiedervermählung geschritten war und so sich unanständig gezeigt hatte. Grade in diesem Schmerz, um die Schmach der eigenen Mutter, liegt das richtige Motiv von Hamlet's krankem Trübsinn, der aus vier leidenschaftlichen Erregungen, als sie sich in eins verschlingen, die Nahrung zu seiner Vollendung zieht. Der Schmerz um des Vaters Tod, um die Schande der Mutter, das Brüten über dem Gedanken der Rache und die Liebe zu Ophelien erschüttern seine Seele zu gewaltsam, als daß sie nicht erliegen sollte.

voller krankhafter Spannung erfüllte, sondern sie hatte auch den Bruder als Kind flüchten müssen, damit die Mutter ihn nicht mordete, denn der Fluch ihrer unnatürlichen That hätte sie gezwungen, das eigene Söhnchen zu erwürgen, damit in ihm dem Vater kein Bluträcher aufwachse. Doch Elektra, deren ganze Liebe sich diesem Bruder, dem letzten Sprossen des Hauses, in welchem sie sein Heldenthum wieder aufleben zu sehen hoffte, hatte ihn geflüchtet und er lebte in der Fremde, während die Mörderin mit ihrem Mordgehülfen den Glanz des Hauses genoß, und in sehnsüchtiger Erwartung harrte Elektra, welcher die Tage zu langsam hinschlichen, die ihr das Einzige, worauf ihr Auge mit Liebe in die Ferne blickte, zurückführen sollten.

So sehen wir ein edles Wesen in kranker Leidenschaft, da sie selbst nicht handeln kann, sondern sich nur sehnen nach dem Vollbringer, und unser Mitgefühl ist ihm gesichert, wir sehen die Frevelthat in seinem Schmerze hervortreten und erwarten mit ihm die Rache als unerläßlich, wenn nicht alles Recht und alle Schaam unter den Menschen ausgetilgt werden sollen. Ihr nun steht Klytämnestra gegenüber als Verbrecherin, doch nicht als gemeines Weib, welches des tragischen Schicksals völlig unwürdig wäre. Sie war ursprünglich edel,

und nicht durch niedrige Gesinnung gefallen, sondern zuerst von dem Gatten herb verletzt worden in einem mächtigen Gefühle, das tief in der Natur gegründet, uns als ein heiliges gilt, in dem Muttergefühle. Agamemnon hatte zu Aulis, als die Griechenflotte versammelt war, um an Troja das verletzte Gastrecht und die Entführung der Helena zu rächen, übermüthig die Göttin Artemis beleidigt, und diese nun hemmte die Fahrt, zur Sühne verlangend, daß Agamemnon's Tochter Iphigenia ihr am Altare geopfert werde. Der Vater sah sich gezwungen, die Tochter in das Lager zu locken und der Göttin darzubringen, aber zu Klytämnestra's Schmerz um ihr Kind gesellte sich Groll gegen den Gatten, indem ihr Schmerz nicht zuläßt, daß sie dessen Lage unbefangen beurtheile, sondern der Wahn ergreift sie, der unnatürliche Vater habe aus Mangel an Liebe zu seinem Kinde ein vermeidliches Opfer in ihr dargebracht. Hatte doch Menelaos, um dessentwillen der Rachezug unternommen ward, auch eine Tochter von Helena, die den ganzen Kampf entzündet hatte, und diese, meint Klytämnestra, hätte geopfert werden sollen, denn die Göttin würde wohl nicht mehr Verlangen nach ihrem Kinde, als dem des Menelaos gehabt haben. Hätte sie um dieses Grolles willen den Gatten bei seiner Rückkehr

erschlagen, so würde zwar die Blutrache ihre verruchte That haben ereilen müssen, doch Elektra's leidenschaftlicher Rachedurst würde allzu herb erschienen seyn. Aber dieser Groll war nicht der letzte Grund des Frevels, sondern nur der erste Ausgangspunkt desselben, denn als er sie dem Gatten entfremdet hatte, da ergriff die Leidenschaft der Liebe ihr Herz zu Aegisthos und riß sie zum Ehebruch hin, welcher sie bei Agamemnon's Heimkehr zum Verbrechen zwang. Steht sie nun zwiefach als Frevlerin da und als Weib, das die Reinheit der Zucht verletzt hat, so ist doch ihr Herz durch das schwergekränkte Muttergefühl dem Gatten entfremdet worden, und von da aus ist sie in die Verirrung gerathen, in eine Leidenschaft, die mächtiger wirkt, als irgend eine, zumal in dem weiblichen Gemüthe, und die an und für sich als edel gilt, weil sie die Seele mit Begeisterung ergreift. Wie frevelvoll daher auch immerhin dieses verirrte Weib erscheine, doch ist der Frevel nicht aus niedriger und gemeiner Sinnesart entsprungen, sondern Mutterliebe war der Ausgangspunkt, Liebesleidenschaft die sinneberauschende Treiberin zum Verbrechen, und so steht sie nicht auf der niedrigen Stufe, welche ihr Geschick für die Tragödie unwürdig machen könnte.

Der grauenvollen Rache, welche wir sie in diesem

Trauerspiel ereilen sehen, hat der Dichter noch einen bedeutenden Zusatz gegeben, indem er uns zeigt, wie von dem Augenblicke des Verbrechens an ihre Seele alle die Jahre hindurch in Bangigkeit schwebte und wie das Gespenst der drohenden Rache fort und fort herauf beschworen, ihr jeden Traum der Ruhe und des Glückes scheucht und den heiteren Genuß vor den Lippen wegzehrt. Geflüchtet war der Sohn und wuchs zum Bluträcher auf, und wie eine Erinnys der begangenen Gräuelthat ließ Elektra stets um den Vater trauernd und klagend den Gedanken daran nicht einschlummern, ja auch wenn ihr Mund stumm war, sah aus ihrem finsteren hassenden Blicke die Rache hervor und ihr Gram lag wie ein giftiger Nebel auf dem Hause. Gerne hätte die Mutter mit der Tochter in Frieden gelebt, aber diese lebt nur der Trauer um den Vater, und hegt ihren Gram, womit sie den geliebten Todten zu ehren meint, der ja sonst, weil rachelos, aller Ehre beraubt ist, als einen Liebling, als ihren einzigen Trost, den ihr Niemand rauben mag. So ist denn zwischen Mutter und Tochter ein nie endender, das Leben jener vergiftender Streit, und doch hat die Mutter nicht die Kraft, sich Ruhe zu verschaffen, sondern schützt dieselbe noch offenbar vor Aegisthos, was nicht sonderbar erscheinen kann, sondern natürlich ist, eben weil sie nicht

als eine gemeine Verbrecherin dasteht. Haß und Leidenschaft hatten sie zu einer schrecklichen That hingerissen, aber die Tochter zu morden, um der Qual los zu werden, die sie von ihr erlitt, oder auch nur derselben auf eine andere herbe Weise sich zu entledigen, konnte sie nicht über sich gewinnen, da hier weder eine Leidenschaft ihren Geist fortriß, noch eine drohende Gefahr sie zwang, für ihre Selbsterhaltung eine Gewaltthat zu beginnen.*) So hat denn die Rache nicht gesäumt, und hat ihr Opfer unentrinnbar in ihr Netz verstrickt zu langer Angst und

---

*) Einer der besten und psychologisch richtigsten Züge in Bulwer's Eugen Aram mitten unter vielem gewöhnlichen und abgenutzten Romangetriebe ist dessen Unfähigkeit, den Mordgenossen, der ihm allein gefährlich werden konnte und der so leicht bei Seite zu schaffen war, ohne daß er nur in den Verdacht eines Mordes hätte kommen können, auf gewaltsame Weise bei Seite zu schaffen. Hatten Umstände, die mächtig auf ihn wirkten, ihn zu einem Mord fortgerissen, so war doch, denn der Roman stellt es so hin, seine Seele nicht gemein, sondern dem Edeln zugeneigt, und der begangene Frevel warf fort und fort einen tiefen Schatten der Trauer in sein Herz. Er hätte nicht von dieser Art seyn können, wenn er einen zweiten Mord, selbst an dem schlechten Genossen seiner That, hätte begehen können, dessen er sich als eines berüchtigten Räubers, der zur Nachtzeit bei ihm eindrang, so leicht entledigen konnte, ohne daß es je einen andern Schein gehabt hätte, als den der Vertheidigung gegen einen bei Nacht eingeschlichenen Räuber.

Bangigkeit, bis sie den letzten Schlag führt und das Maaß der Vergeltung voll macht.

Die Tragödie beginnt am frühen Morgen mit der Ankunft des Orestes, den sein Freund Pylades begleitet, in der Heimath, in welche ihn der Erzieher, der ihn auf Elektra's Veranstaltung gerettet hatte, und dem Hause Agamemnons treu anhing, zurückgeführt. Wir hören, daß der Gott zu Delphi, der den Willen des allwaltenden Zeus verkündet, ihn zu dem schrecklichen Werk gesandt hat, und zwar, um es ohne Hülfe und Gewalt mit heimlicher List auszuführen. So ist denn Orestes nichts weiter als das Rachewerkzeug in der Hand der ewigen Gerechtigkeit, die den Frevel mit Gleichem vergelten will, und er stellt keine Betrachtung über den Frevel der Mutter an, keine Erörterung über die ihm auferlegte That, sondern folgt dem göttlichen Befehl gegen eine Mutter, die er nicht kennt, die ihn nicht herangepflegt hat, was die schauerliche That in Bezug auf Orestes immerhin etwas mildert. Auch daß der alte Erzieher, der ihn liebt, seine Hand dabei lenken hilft, ohne im Geringsten ein Bedenken zu zeigen, mildert durch die Zustimmung des gereiften Alters die That des Orestes, wenn auch nicht an und für sich, doch in so weit als er nach seinem Willen dabei erscheint. Ist nun auf diese Weise das

Wirken des alten Erziehers nicht ohne einige mildernde Kraft in Beziehung auf Orestes, so ist durch ihn doch noch etwas anderes Zweckmäßiges erreicht. Damit die Vergeltung der Freventhat gleich werde, hatte der Gott List und Heimlichkeit befohlen, wie Agamemnon listig und heimlich gemordet worden war, aber die Durchführung einer List läßt sich schwer von einem edelen offenen Jüngling erwarten; ein verschlagener, schlauer Orestes aber würde sich in dieser schauerlichen Schicksalserfüllung wahrlich wenig dem Gefühl empfehlen. Deßhalb läßt der Dichter den Jüngling da, wo ein edles Herz von Gefühlen hingerissen wird, sich diesen hingeben, und den Alten wachen, den die Vorsicht und Klugheit, womit er den Zögling und das Gelingen der von der Gottheit befohlenen That bewacht, im schönsten Licht erscheinen läßt. Die List aber, welche den Mord in das Haus führen sollte, war, daß der Alte den Tod des Orestes melde, und daß dieser alsdann eine Urne mit seiner angeblichen Asche in die Burg bringe. Die List selbst ist für diese Tragödie von einer so vorzüglichen Wirkung, daß man zweifeln muß, es sey noch eine andere eben so glückliche auszusinnen gewesen. Orestes schleicht sich in sein väterliches Erbe ein, wo die Mörder des Vaters des Hauses Reichthum genießen, während er das Brod der Fremde

essen muß, und würden sie ihn entdecken, so träfe ihn, den letzten Königssprossen, der Tod. So kommt er denn, indem er sich für todt ausgibt, in das Vaterhaus zurück, und doch mag keiner mit seinem Tode scherzen um der bösen Vorbedeutung willen, die das Gemüth mit unheimlicher Scheu erfüllt, daß aber der blühende Jüngling durch solch ein Mittel in sein Eigenthum heimkehren muß, ist rührend, und läßt ihm gegenüber die Mörder im schlimmsten Lichte dastehen. Dann aber, wann diese im Wahn, des Bluträchers ledig zu seyn, in Freuden ob seinem Tode den Hoffnungsblick des Glückes in die Zukunft senden, tritt der Todtgeglaubte wie der Blitz aus heiterem Himmel der aufzuckenden Freude in raschem entsetzlichem Gegensatz mit dem Mordstahl entgegen und die gerechte Rache des Himmels erfaßt ihre reifen Opfer.

Als diese List besprochen worden, hört Orestes den Wehruf der Elektra und möchte bleiben, doch der Alte treibt ihn fort, dem gemordeten Vater Spende darzubringen, auf daß er ihnen Gedeihen des Werkes aus der Unterwelt sende, wo sein Schatten nach Rache begehrt. Nun tritt Elektra auf in gewaltiger Klage, um des Vaters Schmach und Mord, und die Rache aufrufend, und ein Chor Mykenischer Jungfrauen, der innigen Antheil

an ihr nimmt, kommt sie zu trösten, aber sie weist jeden Trost von sich mit krankhafter Heftigkeit, denn ein Genuß, eine Freude, selbst nur ein Ablassen von leidenschaftlicher Klage scheint ihr ein Verrath an dem Vater, und sie beklagt sogar ihre Lage in dem Hause, wo sie hintangesetzt werde. Dieses zieht sie sich selbst zu, denn wollte sie des Hauses Fülle genießen, so würde die Mutter gerne alles geben, um die Tochter freundlich und zufrieden zu sehen, aber diese will nichts, was Genuß, was Freude heißen kann, sondern nur Gram und ein trauriges Leben, weil sie damit den Vater zu ehren meint. Ein solches findet sie denn in dem ewigen Hader mit der Mutter, der Zurücksetzung nothwendig mit sich führt; doch indem sie die Mutter stets kränkt, ist ihr dieses Leben doch auch eine Seelenweide, aber ein so wundes Gemüth, ganz dem Schmerze hingegeben, klagt natürlich über alles, was ihm widerfährt, ohne abzuwägen, wie viel Recht zur Klage wirklich vorhanden sey. Als der Chor sieht, daß seine Tröstungen und seine Aufforderung zur Mäßigung Elektra nur in der Heftigkeit steigern, gibt er ihr Recht und bittet nur, sich kein größeres Ungemach zuzuziehen. Da gesteht sie selbst, daß sie heftig sey, doch nimmer könne sie von ihrem Weh lassen, denn ihr Leid sey ohne Maaß, und wenn der Mord des Vaters keine

Rache finde, so gehe alle Schaam und Frömmigkeit bei den Menschen unter, worauf der Chor, der nichts mehr gegen sie zu sagen weiß, nur noch erwidert, er sey aus Wohlwollen zu ihr gekommen, und wenn er ihr nicht mit seiner Rede angenehm sey, so wolle er sich in Allem ihrer Ansicht unterordnen. Diese Worte wirken auf ihr edles Herz, und sie sagt wahrhaft rührend in ruhigerem Tone (denn ihre leidenschaftlichen Klagen brachte sie in lyrischem Schwunge vor), sie schäme sich, wenn sie zu heftig erscheine, aber der Chor möge es ihrem Schmerze zurechnen, der sie dazu zwinge, und wie sie stets auf Orestes vergeblich harre, der jedoch ihre einzige Hoffnung sey, ohne die sie nicht mehr am Leben seyn würde.

Jetzt kommt ihre Schwester Chrysothemis mit Todtenopfern, ein edles weibliches Wesen von sanfter Art, der Elektra trefflich zur Folie dienend. Sie mahnt die Schwester, weil sie vernommen, Aegisthos wolle dieselbe, wenn sie nicht Ruhe halte, an einen Ort schaffen, wo sie das Tageslicht nicht wieder erblicken solle, mit vernünftigen Worten, hier außen nicht zu jammern, da diese Klagen nichts helfen, denn auch sie füge sich nur, weil ihr die Kraft zum Handeln fehle, und weil sie nicht ganz vergeblich sich selbst schaden wolle. Zwar wolle sie der Elektra Recht lassen und selbst Unrecht haben

(denn sie kannte den Sinn derselben), aber um frei zu leben, müsse man sich der Macht fügen. Heftig fährt Elektra gegen die gute Schwester los, als eine Verrätherin des Vaters und der Freunde, die aber, solche Heftigkeit gewohnt, ihr nun ruhig sagt, es drohe ihr ein großes Uebel. Elektra will ihr, wenn sie ihr ein größeres Uebel nenne, als was sie bereits erträgt, nicht mehr widersprechen, und als sie nun die Drohung erfährt, wünscht sie in leidenschaftlichster Stimmung, es möge gleich geschehen, um von hier wegzukommen, denn keine Drohung richtet bei ihr etwas aus, sondern reizt sie nur auf das Aeußerste. Als sie aber auf ihre Frage, wohin Chrysothemis mit den Todtenopfern gehen wolle, hört, die Mutter sende sie zum Grabe des Vaters wegen eines nächtlichen Traums, da wird ihre Aufmerksamkeit gespannt, und als sie den Traum vernommen, da durchzuckt sie ein Hoffnungsstrahl, es möge Klytämnestra Verderben drohen, und sie bittet die eben geschmähte Schwester, die Todtenspende nicht auf des Vaters Grab zu bringen, damit sie der Mörderin nichts nütze, sondern Locken vom eigenen und Elektras Haar und den Gürtel dieser auf das Grab zu tragen, und zu flehen, daß der Vater helfe und Orestes zurückkehre. Dies thut Chrysothemis gerne, weil es in ihrer Macht

steht, obgleich es nicht ohne Gefahr für sie ist. So ist nun durch Klytämnestra's Traum eine Ahnung hervorgetreten, daß die Rache drohe und heranschreite, als ein Werk der Gottheit. Da singt der Chor, von dieser Ahnung ergriffen, von der blutigen That und gedenkt des alten Frevels des Urahnherrn Pelops, seit dem nie das Verderben aus seinem Hause gewichen, durch welchen dunkeln, blutigen Hintergrund sich das Grauen steigert, und die göttliche Gerechtigkeit in einer schauerlichen Majestät erscheint.

Nach diesem ahnungsvollen Chorlied kommt Klytämnestra, von ihrem Traum getrieben, dem Apollon ein Opfer zu bringen und seine Hülfe zu erflehen, dem Gotte, der bereits den Orestes zu ihrer Strafe hergesandt hatte, so daß ihr Opfer und ihr Gebet zu ihm, von welchem zunächst das Verderben gegen sie heranschreitet und schon die Hand nach ihr ausgestreckt hat, eine schauerliche Wirkung macht. Doch ungehört darf sie nicht verdammt werden, und so läßt sie denn der Dichter das vorbringen, wodurch sie sich zu ihrer Frevelthat berechtigt glaubte. Indem sie Elektra erblickt, macht sie ihr Vorwürfe, daß sie hier wieder öffentlich klage, und doch eher auf Seiten der Mutter als des Vaters stehen solle, der ihre Schwester für den Menelaos geopfert habe aus Lieblosigkeit und

wohl gar mehr Liebe zu dessen Kindern, als zu den eigenen gehabt habe. Wie nun Elektra ruhig erwidert, diesmal habe sie nicht angefangen, wenn es ihr aber zu reden vergönnt wäre, so wüßte sie wohl das Rechte über den Vater zu sagen, gestattet ihr Klytämnestra, durch Elektras Ruhe getäuscht, Erwiderung. Nun aber wird die Sünderin von der Tochter tief gedemüthigt, die ihr zeigt, daß der Vater zum Opfer der Tochter gezwungen war, und daß sie, wäre es auch nicht so gewesen, dennoch kein Recht hatte, ihn zu ermorden. Das aber könne sie wenigstens nicht eine Rache an Agamemnon nennen, daß sie mit dem Mordgehülfen in Buhlschaft lebe, daß Orestes in die Fremde verstoßen sey, und daß sie, die Tochter, ein armseliges Leben führen müsse, und wenn Klytämnestra sie unverschämt nenne, so würde sie, wenn sie wirklich unverschämt wäre, ihr in dieser Hinsicht keine Schande machen. Diese Demüthigung durch die Tochter, der sie nur mit Aegisthos drohen kann, ohne sie zu schrekken, zeigt die entsetzliche Lage der Sünderin, und daß entweder Elektra zuletzt doch noch durch eine Gewaltthat zur Ruhe gebracht werden, oder Klytämnestra der Rache verfallen muß, und unser Gefühl steht auf Seiten Elektras. Als sich Klytämnestra gegen die Tochter nicht mehr zu helfen weiß, verlangt sie Ruhe für ihr Opfer, und heftig

höhnisch gewährt Elektra sie ihr. Aber sie muß dem Gott ihre Bitten in der Stille anheim geben, daß er sie schirmen und des Traumes Vorbedeutung abwenden möge, denn der Fluch ihrer That zwingt sie Schändliches, was ihr Mund vor Andern nicht aussprechen darf, zu begehren, denn helfen kann ihr nur des eigenen Kindes, des Bluträchers Tod. Eine Mutter, die zu ihrer Sicherheit vor der gerechten Strafe ihres Frevels um des Sohnes Tod fleht, richtet sich selbst und ist ein trauriges Bild der Unnatur, verstoßen von dem Boden der Natur, an der sie das schnöde Verbrechen des Gattenmords begangen hat. Scheinbar hat der Gott sie erhört, denn nach ihrem frevelhaften Gebete erscheint, wie zum gerechten Spotte desselben, der Erzieher mit der Nachricht von ihres Bluträchers Tode, und während Elektra tief von der Schreckensnachricht getroffen wird, ist Klytämnestra von Freude überrascht und voll Begierde, die näheren Umstände dieses Todes zu vernehmen. Da schildert denn der Erzieher, wie der Jüngling herrlich und glänzend in den pythischen Spielen von Allen bewundert den Preis davon getragen und den Vater Agamemnon und die Heimath Argos verherrlicht habe, bis ein unverschuldeter Unfall im Wettrennen ihn aus dem Wagen geschleudert und die Rosse ihn geschleift, daß die blühende

Jünglingsgestalt, eben noch die Bewunderung Aller, jammervoll zerissen und dann von fremden Händen bestattet ward. Die Herrlichkeit des Jünglings und dann sein schreckliches Loos ist so trefflich dargestellt, daß jeder von Rührung ergriffen werden, einer Mutter Herz aber dabei brechen muß. Wohl zuckt auch in Klytämnestra das Muttergefühl auf, aber ihr Fluch zwingt sie, es gewaltsam zu unterdrücken, denn die Liebe zum Leben, das ihr nur um diesen Preis gesichert war, siegt in ihrem Herzen, aber der Sohn, der an der unnatürlichen Mutter die Blutrache vollzieht, erscheint auch in minder grellem Lichte, nachdem sie seines eigenen jammervollen Untergangs sich gefreut hatte, denn kein natürliches Gefühl spricht für den, der allem natürlichen Gefühle fremd geworden ist. Der Bote hat seine Nachricht nicht als eine Trauerbotschaft angesehen, und es würdigt Klytämnestra nicht wenig herab, daß der Fremde ihr, der Mutter, das Entsetzliche als etwas Gutes meldet, wofür sie ihm denn auch guten Botenlohn gewährt, denn in diesem Hause der Sünde ist jedes menschliche Verhältniß in sein schnödes Gegentheil verkehrt. Elektra ruft die Nemesis des todten Bruders gegen die über seinen Tod frohlockende Mutter an, und diese spricht nun in ihrem Wahn das entsetzliche Wort, das an ihr sobald

in Erfüllung gehen sollte, Nemesis habe erhört, was sie gesollt und es recht vollbracht.

Elektra bricht nun, von dem schrecklichen Schlage betäubt, einen Augenblick ganz in sich zusammen. An dem Thore der Burg will sie sich hinwerfen und verschmachten, oder von des Vaters Mördern getödtet werden, wenn diese darob erzürnen sollten, und der Chor, tief ergriffen, fragt, wo die Blitze des Zeus seyen, wenn er solches ruhig ansehen könne. Nach trostloser Klage um diesen neuen Jammer und den elenden Tod des Orestes, kommt Chrysothemis freudig aufgeregt und meldet, da sie Locken auf des Vaters Grab gefunden, die sie als vom Bruder hingelegt betrachtet, weil es eine Gabe ist, die von keinem Andern dem Vater dargebracht seyn kann, Orestes sey angekommen. Doch Elektra raubt ihr diese Freude mit der Todesnachricht, und erklärt die Locke auf dem Grabe als ein Andenken des Bruders, welches einer dort hingelegt habe, da sie jedoch von dem betäubenden Schlage wieder zu sich gekommen ist, so erhebt sich ihr Schmerz zu verzweifelten Gedanken, und sie schlägt der Schwester vor, daß sie beide, die nun auf den Bruder nicht mehr rechnen können, Rache an den Mördern nehmen oder ruhmvoll dabei untergehen. Chrysothemis, deren Seele eines so leidenschaftlichen Schwungs

nicht fähig ist, erklärt die Unmöglichkeit des Gelingens, und daß sie dabei noch Schlimmeres als den Tod zu erwarten haben könnten. Darum beschwört sie die Schwester abzulassen, und verspricht über dieses wahnsinnige Vorhaben Verschwiegenheit zu bewahren. Elektra sagt erbittert, sie habe wohl gewußt, daß Chrysothemis nicht helfen würde, was zwar nicht wahr ist, denn sonst würde sie ihr nicht den Vorschlag gemacht haben, jedoch bei einer getäuschten Erwartung, die nicht auf einem vernünftigen Grunde, sondern auf einer leidenschaftlichen, und in diesem Falle verzweifelten, Aufwallung beruht, als ein gewöhnlicher und natürlicher Ausbruch des Ärgers erscheint. Sie will nun das Ungeheuere allein unternehmen, und geht in der Bitterkeit so weit, der guten Schwester zu sagen, sie möge hingehen und es ihrer Mutter sagen. Elektra jedoch, wenn sie es auch vermocht hätte, wäre als Muttermörderin, da ihr die Blutrache nicht zukam, zu grauenvoll gewesen für die wahre Würde der Tragödie, aber ein Weh, das ein edles Herz bis zu solchen entsetzlichen Gedanken treibt und an die Gränze des Wahnsinns führt, heischt Heilung, und die einzige, die es dafür gibt, die gerechte Rache, drängt sich als eine unabweisbare Nothwendigkeit auf, und wir sehen jetzt einerseits einen königlichen Jüngling,

der sich, in der Kindheit vor den Mörderhänden geflüchtet, heimlich in sein von des Vaters Mördern besessenes Erbe einschleicht, um nicht bei offener Rückkehr sicheren Tod zu finden, und zwei Schwestern, die Eine aus Unvermögen des Widerstandes sich fügend, die Andere an Rachedurst und Haß unheilbar erkrankt, andrerseits eine unnatürliche tief gesunkene Mutter, auf welcher die Hand der Vergeltung von der Stunde der Frevelthat an schwer lastet, jetzt einer unnatürlichen Freude hingegeben und völlig reif, der Gerechtigkeit des Himmels zu verfallen.

Ehe noch der Schlag geschieht, führt der Dichter noch eine Scene voll energischer Leidenschaftlichkeit vor die Augen des Zuschauers, worin auf die rührendste Trauer die rührendste Freude folgt. Orestes bringt die Urne mit seiner angeblichen Asche, und überreicht sie der bei diesem Anblick in den tiefsten Schmerz versenkten Elektra, die ihrer begehrt, um sich und ihr ganzes Geschlecht mit dieser Asche zugleich zu beklagen. In den rührendsten Worten ergießt sich ihr Gram voll leidenschaftlicher Bewegung, als sie die Urne in ihre Arme gefaßt hat. Da kann sich Orestes nicht mehr halten, sein Gefühl überwältigt ihn und er gibt sich zu erkennen, worauf Elektra aus dem ersten Erstaunen rasch in einen

Sturm begeisterter Liebe ausbricht, die gar nicht zu stillen ist, und der Warnung, solcher Jubel könne Alles verderben, nicht achtet, denn den Wellen einer so gewaltigen Erschütterung läßt sich nicht plötzlich Halt gebieten. Doch der alte Erzieher, der Ähnliches wohl erwartete, hatte gewacht und tritt nun auf, sanft scheltend und den Orestes zu der That antreibend, als zu der es die rechte Zeit sey. Als Elektra vernimmt, wer dieser sey, er, dem sie einst das Kind Orestes zur Rettung anvertraut, ergießt sie sich auch gegen diesen in liebevollen Worten, und wir sehen, daß in Elektra der Haß nicht stärker ist, als die Liebe, und daß sie sicherlich die Mutter mit innigster Liebe umfaßt hätte, wäre diese nicht eine unwürdige, unnatürliche Sünderin gewesen, die das liebende Gefühl der Tochter gewaltsam in ein hassendes umgewandelt hatte. Nun geht Orestes, von Apollo gesandt, zum schrecklichen Werk in das Haus, und Elektra betet an Apollons Altar, an dem kurz zuvor die Sünderin ihr schnödes Gebet um des Sohnes Tod zu dem Gotte gesandt hatte, für das Gelingen, und bald tönt in die Bangigkeit der schrecklichen Erwartung Klytämnestras Wehruf, und ihr Flehen um Erbarmen, das Elektra mit überherben Worten begleitet, denn als sie ruft, wehe mir, ich bin getroffen, sagt diese, triff, wenn du

kannst, zum zweiten; aber Klytämnestra hatte auch nach Aegisthos gerufen, dem Buhlen und Mordgehülfen, und so selbst in diesem schauerlichen Augenblick an ihre Gehässigkeit erinnert, und von einer so erregten Seele, die in kurzer Frist so heftige Erschütterungen erlitten, läßt sich eine Mäßigung nicht erwarten, die erst möglich wird, wenn dem in Jahre langem Harren in's Maaßlose gewachsenen Hasse Genüge geschehen ist.

So ist denn der Fluch in Erfüllung gegangen, und die Rache des Todten hat die Mörderin gefaßt und zerschmettert. Orestes tritt mit Pylades auf, und Elektra fragt, wie es stehe, er aber antwortet, gut, wenn Apollon gut gesprochen, fürchte nicht mehr der Mutter Mißhandlung. Jede weitere Betrachtung des grauenvollen Werks, das also auch jetzt noch einmal als Befehl des Gottes erscheint, dessen Werkzeug Orestes war, schneidet der Dichter ab, indem er den Aegisthos auftreten läßt. Dadurch lenkt er von dem Muttermord ab,*)

---

*) Aeschylus läßt in den Choephoren, worin dieser Muttermord behandelt wird, den Orestes nach vollbrachter That von den Erinnyen verfolgt werden, und gleicht dann diesen schweren grauenvollen Fall in den Eumeniden aus. Sophokles konnte nicht so verfahren, da er keine Trilogien in dem Sinne der Aeschylischen Kunst dichtete, sondern jedes Drama in sich abschloß ohne Beziehung

damit der Zuschauer nicht mit diesem immerhin überherben Eindruck, als dem letzten, entlassen, sondern dieser durch einen ihm folgenden in etwas verwischt werde, und wirklich ist die nun folgende Scene so voll Lebendigkeit und Energie, daß sie lebhaft beschäftigt und mit dem Eindruck einer gebührenden Rache entläßt. Aegisthos tritt mit übermüthigem Hohn auf, da er vernommen, Orestes sey todt, und wendet sich an Elektra, ihm zu sagen, wo die Leute seyen, die es gemeldet, denn sie, die vormals kecke, müsse dies ja wohl wissen; diese antwortet ihm zweideutig, was von der besten Wirkung ist, und als er die Thore öffnen läßt, damit jeder den

---

auf ein folgendes (nur der später zum König Oedipus und der Antigone hinzugedichtete Oedipus auf Kolonos hat in der Scene mit Polyneikes und in der Schlußscene etwas, was auf die Antigone hindeuten könnte, doch war diese aufgeführt, ehe jener gedichtet ward.) Er mußte daher durch die Schlußscene das Grauen des Muttermords mildern und die Blutrache in dem alten Sinne nehmen, wie bei Homer, welcher den Orestes glücklich leben läßt als rühmlichen Rächer des Vatermords, ohne von den Erinnyen heimgesucht zu werden. Dächte man sich die Aushülfe eines deus ex machina, um Strafe und Reinigung des Orestes anzudeuten, wie Euripides in seiner Tragödie Elektra dieses Mittel angewendet hat, so würde die herrliche Dichtung des Sophokles damit zu einem seichten Ausgang gekommen sein, der ihrer wahrhaft unwürdig erscheinen müßte, was bei Euripides nicht der Fall ist, weil sein ganzes Drama keine Würde und keine Tiefe zeigt.

Todten sehen könne, und in Zukunft ihm willig gehorche, wenn er nicht gezüchtigt werden wolle, und dann die Hülle, die allerdings eine Leiche barg, aufhebt, erblickt er Klytämnestra, und weiß nun, in welches Netz er gefallen ist. Er möchte noch sprechen, aber Elektra will es nicht gönnen, und Orestes treibt ihn zu gehen an die Stätte, wo er den Vater gemordet, dort die Vergeltung zu empfangen, so daß Aegisthos fragt, ob denn dieses Haus alle Gräuel der Pelopiden schauen müsse, die hier also noch einmal wirksam erwähnt werden. Feig aber zeigt sich Aegisthos nicht, was freilich zu jämmerlich für diese Scene gewesen wäre, doch frech, denn als Orestes ihm sagt, seinen Tod müsse das Haus sehen, dies weissage er ihm richtig, erwidert er höhnisch, er rühme da nicht die Kunst seines Vaters, denn dieser war freilich, ohne den Mord zu ahnen, von Klytämnestra und Aegisthos erschlagen worden. So muß er denn, dem sich kein Mitleid zuwenden kann, und der es durch Uebermuth und Frechheit gänzlich verscherzt, vorangehen, damit er falle, wo er den Meuchelmord an dem nahverwandten Königshaupte begangen.

Die Trachinierinnen.

Diese Tragödie stellt uns den Herakles dar, durch die Schwäche menschlicher Leidenschaft untergehend in qualvollem Verderben. Der Heros von übermenschlicher Kraft, der die Welt mit dem Ruhm seiner Thaten erfüllte, die er als Wohlthäter von Frevlern und Ungeheuern reinigte, der Sohn des Zeus selbst, an dessen Heldenherrlichkeit kein anderes menschliches Wesen nur von weitem hinanreichte, wird vor unsere Augen gebracht, in der Schmerzenspein jammernd und wehklagend wie der schwächste der Menschen; wir sehen ihn nach dem Tod verlangen, als dem alleinigen Erlöser von unerträglichem Leiden, und werden in erschütterndster Weise des Menschenlooses inne. Das furchtbare Bild zeigt uns, wie es keine Menschengröße gibt, und wäre sie auch weit über alles gewöhnliche Menschenmaaß hinausgesteigert, welche nicht im Augenblick urplötzlich, und mitten im Traum des schönsten Glücks von schmeichelnden Bildern einer herrlichen Zukunft umgaukelt, in den Abgrund stürzen und jammervoll zu nichte werden kann, weil es

keine Menschengröße giebt, die frei von Schwachheit und Leidenschaft wäre. Ernster kann an uns die Mahnung zur Selbstbewachung vor unserer Schwäche und Leidenschaft nicht ergehen, als durch dieses furchtbare Beispiel, denn wir sehen, wer da thut, muß leiden, was seine That ihm bringt, wir sehen, wie hart an der Bahn des sittlichen Wandels, die uns allein als sicherer Weg des Lebensganges vergönnt ist, Abgründe liegen, in welche ein einziger scheinbar geringer Fehltritt stürzen kann. Ja um so ernster und würdiger erscheint uns das Schicksal des Menschenlebens, gegenüber der göttlichen Weltordnung, als uns ein ewig gleiches, unwandelbares, unerbittliches Gesetz entgegentritt, welches Rechtthun fordert, ohne das Unrecht irgend zuzulassen durch eine Stufenleiter der Strafen, wie menschliche Satzung im Gefühle der Schwachheit für das Getreibe des Tages sie aufstellt. Der scheinbar kleinste Fehltritt in das Gebiet des Unrechts hinüber gibt der göttlichen Weltordnung gegenüber den Menschen einer strafenden Macht hin, die nicht berechenbar ist, so daß er nicht kleines Unrecht auf die Gefahr kleiner Strafe hin wagen kann, sondern nur Sicherheit auf der Bahn des Rechts und der Sittlichkeit zu finden vermag. Ob er einen Fingerbreit, ob tausend Schritte weit von dieser weiche, gleich ist's, denn er ist

den Dämonen verfallen, welche, die sittliche Weltordnung bewachend, ihn in den Abgrund reißen, deßen Rand der verirrte Fuß betreten hat.

Mahnt uns nun des Herakles schrecklicher Untergang mit furchtbarem Ernst an die ewige sittliche Lehre, so erfüllt uns zugleich sein Schicksal mit einem tiefen Mitleid, denn die Schwachheit, die ihn straucheln macht, daß er in den Abgrund stürzt, ist die seligste Leidenschaft des Menschen, aus der ihm der berauschendste Reiz des Lebens quillt, es ist die Liebe und die Wonne der Schönheit. Jole, des Eurytos Tochter, des Königs von Oechalia, hatte sein Herz entflammt durch ihren hohen Reiz, und deßen zu genießen, gewann er sie mit dem Schwerte als seine Beute, aber ein Gespenst stieg empor aus dem Nebel vergangener Tage und warf ihm, als er im höchsten Glanze dastand erfüllt vom Traume des Glücks, das schreckliche Netz qualvoller Todesnacht über das Haupt, daß er in entsetzlichem Jammer endete, mitleidswürdig, aber nicht ohne sich selbst das Geschick zugezogen zu haben. Wohl hatte ihm das Orakel zu Dodona diese Frist, zu welcher er entsetzlich unterging, untrüglich als das Ende seiner Mühsale geweißagt, und so traf es zu, er aber hatte sich den Spruch der Gottheit einseitig gedeutet, als werde er von da an des Lebens Freuden genießen

können, und sich vorbereitet, sie zu genießen, als sie ihm vor den Lippen weggezogen werden. Dabei werden wir inne, was die Geschichte so manches Orakelspruchs bei den Griechen lehren soll und lehrt, daß es dem Menschen nimmer frommen mag, in seine Zukunft schauen zu wollen, denn wenn ein Gott auch sie bestimmt vorhersagt, der schwache Mensch deutet sich den Gottesspruch seiner Kurzsichtigkeit gemäß, und handelt von Leidenschaft getrieben, daß er der geweissagten Zukunft auf geradem Wege zueilt, selbst indem er thörigt vermeint, mit seinem Witze an ein anderes Ziel zu gelangen. Nicht einen Augenblick kommt es Herakles in den Sinn, wohl möge die Stunde, welche seine Mühsale zu enden bestimmt ist, die letzte seines Lebens seyn, die alles Leid so sicher endet, und weil derselbe Spruch ihm angesagt hatte, er werde den Tod durch keinen Lebenden finden, sondern durch einen Schatten aus dem Reiche der Unterwelt, so glaubte er sich in völliger Sicherheit, währnend, dieser werde ihn nimmer erreichen. Doch dieser erreichte ihn und Liebe strafte die Liebe als Werkzeug der Rache, denn das eigene liebende Weib verdarb ihn ohne es zu wollen, und sank mit ihm in das Verderben um kleiner Unbesonnenheit willen, und auch hier sehen wir die große Saat des Unheils aus dem geringen Fehler

sprießen, wie wenn aus einem kleinen Wölkchen, das des Tages Heiterkeit nicht trüben zu sollen schien, plötzlich ein Sturm losbricht, welcher mit verheerendem Wetter tobt. Aber weither stammte das ganze Verderben, und ein giftiger Schatten folgte schon lange der Ehe des Herakles und der Dejaneira, bis die Stunde gekommen war, wo beide, bethört vom Wahn, ihr Glück mit fester Hand zu fassen, ereilt wurden und vom mörderischen Schlage der gespenstischen Hand getroffen schmerzlich zu Boden stürzten.

Der Stromgott Acheloos hatte liebentzündet zu dem schönen Oeneuskinde, zu Dejaneira, um sie geworben, aber bange Furcht vor des Gottes Liebe hatte der Jungfrau Herz erfüllt, denn nicht im Götterglanze findet das Menschenherz der Liebe Glück, nur dem gleichverwandten Menschenherzen fühlt das Menschenherz sich hingegeben, und Menschenbrust ruht nur sicher an der Menschenbrust, die seinen Schlag versteht und gleich erwiedert, denn wer nicht mit uns leiden kann, berührt von der Noth des Lebens, wer nicht mit uns klagen kann, den gleichen Schmerz empfindend, der bleibt dem Herzen fremd, und wir sehen in den griechischen Mährchen und Sagen nie ein menschliches Wesen außer dem menschlichen Kreise Glück wünschen und suchen oder be-

glückt. Herakles kommt und ringt mit dem Stromgott, dem er die Braut abgewinnt, welche sich gerne dem starken Helden zuneigt und ihn liebt, denn des Weibes Liebe gehört dem Helden. Sie folgt ihm, und als der Kentaur Nessos sie über den brückenlosen Strom Euenos zu tragen aufgenommen hat, und sie mitten im Strom, von Liebeslust ergriffen, mit frecher Hand berührt, schnellt Herakles einen in das Gift der Lernäischen Hydra getauchten Pfeil in seine Brust. Aber rasch sinnt der Kentaur auf Rache und bethört mit geeigneter List Dejaneira. Er nimmt, als er sie über den Strom gebracht hat, von seinem giftgesättigten Blute und gibt es ihr als ein Zaubermittel gegen des Gatten Untreue, womit sie nur, wenn sie es von allem Lichte fern bewahren würde, ein Kleid zu bestreichen habe, das, aus dem Dunkel hervorgenommen und von dem Gatten alsobald angethan, die Kraft haben würde, sein Herz von fremder Liebe ab, ihr wieder zuzuwenden. Dieses Geschenk aber gebe er ihr, fügt er, um Glauben zu erwecken, hinzu, weil sie die Letzte gewesen, die er über den Strom getragen habe. Solch eine Gabe zu besitzen, die ihr den höchsten Besitz sichert, war zu lockend für das Weib, um sie auszuschlagen, und sie nimmt sie an und verbirgt sie auf das sorgfältigste, ohne dem Kentauren, der um ihret-

willen den Tod erlitt, zu mißtrauen, da er sie ihr als eine Abschiedsgabe beim Scheiden von dem Leben geboten hatte. So zog sie nun hin und trug mit dem geliebten Gatten das Leben, das dieser unter vielen Mühsalen bestand, aber daß sie des Stromgottes Liebe verschmäht, daß Herakles sie diesem abgerungen hatte, und daß um ihretwillen der Kentaur, der dämonische Nessos, getödtet war, drohte aus dem Nebel der Ferne dieser Ehe Verderben und lag wie ein lauernder Rachegeist im Hinterhalt, um die Beute, wann die Stunde gekommen und sie aus ihrem schirmenden Bann getreten, zu erhaschen. Wer, wie Herakles, allezeit ein so strenger Bestrafer des Unrechts war, welcher überall als ein Rächer des Frevels auftrat, mußte selbst von jeglichem Unrecht rein bleiben, denn seine Strenge stellt ihm das als Gesetz auf. Sich zum Richter Anderer aufwerfen und selber fehlen, ruft die ernste Nemesis herbei, die solches Thun nicht duldet.

Als Herakles von seinem Gastfreund Eurytos zu Oechalia beleidigt worden war in schnöder Weise, lauerte er dessen Sohn Iphitos auf und tödtete ihn meuchlings. Solches duldet Zeus auch an dem eigenen Sohne nicht, der Abwehr und Wiedervergeltung, aber nicht Meuchelmord zuläßt, und als Sclave nach Lydien an Omphale verkauft, muß er die verruchte That büßen.

Doch als die Zeit der Buße zu Ende war, ging er nach Oechalia, um Rache an Eurytos zu nehmen, um deßentwillen er als Knecht hatte dienen müßen, aber dieses war nur ein Vorgeben, denn dessen Tochter Jole zu gewinnen, die ihn mit ihren Reizen entflammt hatte, war der Grund seines Angriffs. Oechalia wird von dem Heros erobert und zerstört, der König fällt und Jole wird mit andern Gefangenen nach Trachin gesandt, wo Dejaneira während des Gemahls langer Abwesenheit sich aufhielt. Ehe noch Jole angekommen ist, sehen wir Dejaneira auftreten und ihr Geschick beklagen, womit diese Tragödie beginnt. Hatte sie sonst als edles Weib von hoher Gesinnung die Abwesenheit ihres Gatten, welcher nie lange bei ihr weilen konnte, muthig und ergeben getragen, so sehen wir sie doch jetzt in banger Aufregung, denn noch nie war er eine so lange Frist, ohne Nachricht von sich zu geben, entfernt gewesen, und der Orakelspruch, welcher den jetzigen Augenblick als den entscheidenden seines Lebens bestimmt hatte, so wie die Anordnung ihres Gatten, der bei seinem letzten Scheiden ihr seine Bestimmungen für den Fall, daß dieser Augenblick ihm als der des Todes verhängt sey, hinterlassen hatte, hat ihr Herz in angstvolle Spannung gesetzt. So wird mit ihrer rührenden Klage über ihr Loos, das von

da an, wo sie geliebt ward, ein angst- und mühsalvolles stets gewesen, und mit der bedeutenden Hinweisung auf ein Orakel, die Tragödie mit gehöriger Spannung und mit Erregung des Mitleids gegen ein Weib, das Würde und Adel der Gesinnung zeigt, eröffnet. Die Amme räth der Klagenden, einen Sohn auszusenden, um Nachricht aufzuspüren von dem so lange ausbleibenden Gatten, und dieser Rath wird befolgt. Als nun der Sohn fortgegangen ist, um Kunde vom Vater aufzuspüren, kommt ein Bote und meldet, daß ein Herold des Herakles angelangt sey und bald erscheinen werde, so daß der Dejaneira Bangigkeit rasch in die höchste Freude umschlägt. Der Herold kommt, meldet die baldige Ankunft des wohlbehaltenen Heros, der, sobald er den Göttern für die Eroberung Oechalia's seinen Dank bewiesen haben würde, nachkommen werde, und den Herold vorausgesandt hatte, seine Ankunft zu melden, und die Gefangenen nach seinem Hause zu bringen.

Mit diesen Gefangenen tritt ein bedeutender verhängnißvoller Moment ein. Dejaneira bemitleidet dieselben, vor allen aber wird sie angezogen von der würdigen Erscheinung der schönen Jole, die mit hoher Seele still ihr herbes Loos trug, und so wie es den Adel der Gesinnung und Empfindung Dejaneira's hervortreten

läßt, daß solches Leid sie innig rührt, und daß sie es gerne lindern möchte, so zeigt dieser Eindruck Jole's auf ein edles Weib, wie stark erst der Eindruck derselben auf einen Mann seyn müsse, und rechtfertigt oder entschuldigt in einem gewissen Betracht die Liebe des Herakles. Als Dejaneira der Unglücklichen kein Wort abgewinnen kann, will sie derselben, nur bedauernd, daß sie ihr nichts Freundliches zu erweisen vermag, nicht weiter beschwerlich seyn und läßt den Herold die Gefangenen in das Haus führen. Im Begriffe ebenfalls hineinzugehen, hält der Bote, welcher die erste Nachricht gebracht hatte, sie zurück, denn als Dejaneira den Herold gefragt hatte, ob er nicht wisse, wer die schöne Jungfrau sei, die auf ihre Frage stumm blieb, hatte dieser geantwortet, sie sey ihm unbekannt und er könne keine Auskunft über sie geben. Vor den Leuten aber, die ihn unterwegs aufgehalten, und denen er Nachricht von Herakles gegeben, hatte er es nicht verschweigen können, zu sagen, daß er des Königs Eurytos Tochter herführe, was der Bote, welcher ihm vorausgeeilt war, um Dejaneira die freudige Kunde von ihrem Gemahle zu melden, alles mit angehört hatte. Dieser nun konnte es sich nicht versagen, der Dejaneira dieses mitzutheilen, denn es drückte ihn nach der gewöhnlichen Menschenart zu sehr, eine Sache, die

er wußte und die der Herold, wie er sah, jetzt verheimlichen wollte, zu verschweigen. Und so ward Dejaneira aus der eben frischerblühten Hoffnung und Freude in die Angst und Qual der Eifersucht gestoßen, und der Wechsel mußte sie um so heftiger verwunden, da ihr Gemüth in rascher Folge von einer Empfindung in die andere geworfen ward und die Schwingungen des früheren heftigen Leids kaum zu verzittern aufgehört hatten. Wie hochsinnig sie auch immerhin in früherer Zeit des Herakles Neigungen zu anderen Frauen ertragen hatte im Bewußtsein eigenen Werthes und menschlicher Schwäche, jetzt traf der Schlag sie hart, überhart, denn jetzt, wo nach vielen Mühsalen und einem Leben voll Unruhe, dem Herakles das Ende aller Beschwerden verheißen war, gedachte sie mit dem Gatten und den Kindern des Daseyns Abend in freundlicher Stille auszuleben nach so vielen Stürmen, und diesem Glücke, deßen sie würdig war, droht gänzliche Vernichtung. Mit dem geliebten Gatten, mit dem sie alles Leid so manches Jahr hindurch standhaft ergeben ertragen hat, soll sie den Frieden nicht genießen, sondern soll zurückgesetzt einer Andern weichen. Früher durfte sie, herrlich an Schönheit und Würde, immer erwarten, daß Herakles von der Liebe Anderer zu ihr zurückkehren werde, aber sie weiß es und

spricht es in ihrem Schmerze aus, den Reiz ihrer Schönheit hat die Zeit gemindert, und Iole ist so herrlich, daß sie mit dieser nicht ringen kann. So sehen wir mit Mitleid die edle Frau von einem harten Schlage getroffen, die noch so eben ihr herbes Lebensloos uns klagend dargelegt hatte, und plötzlich aus dem tiefen Gram zur Freude, den geliebten Gatten wieder zu erhalten, übergegangen war. Sie sträubt sich, das hereingebrochene Uebel zu glauben, wie der Mensch immer gerne, auch wenn er schon von einer herben Nachricht hart getroffen ist, sich zu überreden sucht, es könne eine Täuschung obwalten, und sich gegen die völlige, klare, jede Hoffnung abschneidende Gewißheit auflehnt. Den Herold selbst will sie erforschen, und ihre bange Lage macht sie listig, um ihn zum Geständniß der Wahrheit zu bringen, sie, die als hochsinniges edles Weib Listen und Lügen fern war. Als der Bote den Herold deutlich genug überführt hatte, so daß kein Zweifel mehr seyn konnte, die traurige Meldung sey wahr, wendet sie, um dennoch, als könne sie vielleicht auch jetzt noch eine mildere bessere Nachricht erhalten, eine ruhige Rede an, worin sie so scheinbar darthut, sie wolle nur die Wahrheit wissen, und wenn Herakles wirklich die Iole liebe, so sehe sie ihm dieses nach, wie frühere ähnliche Fälle beweisen könn=

ten, daß der Herold, ganz treuherzig gemacht, die traurige Wahrheit bekennt. Dazu bekennt er aber auch, daß ihm eine Verheimlichung gar nicht geboten gewesen sey, was freilich für die Geradheit des Herakles spricht, daß aber der Herold es dennoch vor Dejaneira verheimlichen wollte, zeigt auch, wie selbst dieser die Kränkung seiner Herrin einsah, und sie ihr, so lange es anging, hinausschieben wollte.

Zur Gewißheit über ihr Unglück gelangt, greift die Arme in ihrer bitteren Noth zu dem einzigen vermeintlichen Hülfsmittel, um sich die Liebe ihres Gatten zu retten, zu dem angeblichen Zauber des Kentaur Nessos. Sie bestreicht ein neues Gewand damit im Dunkeln, schließt es ein und übergibt es dem Herold zum Geschenk für Herakles, mit der Vorschrift, es beim Opfer anzuziehen, ohne vorher es an das Licht zu thun. Der Herold geht mit dem Geschenk fort, und der schreckliche Würfel des entsetzlichsten Verderbens ist gefallen. Wohl hätte sie vorher prüfen sollen, da sie durch ein Mittel wirken wollte, ob nicht ein Arges hinter der unbekannten Sache verborgen sey, denn wer mit Unbekanntem wirken will, muß, wie er auch Gutes davon hoffen mag, so auch bedenken, daß er Schlimmes wirken könne; aber vom Augenblicke gedrängt, das wunde, aus einem Ge-

fühl in das andere hastig gestürmte, von heftigstem Schmerz durchzuckte Gemüth nur auf ein Rettungsmittel gerichtet, konnte Dejaneira zu keiner ruhigen Ueberlegung gelangen. Der Chor, welchem sie, als der Herold noch im Hause war, die Sache mittheilt, hätte vielleicht sie durch eine Bemerkung zur vorhergehenden Prüfung bringen können, aber da tritt der Herold heraus, und es ist zu spät. Bei dem Schrecklichen, was diese Uebereilung hervorruft, wendet sich unser Mitleid der Unglücklichen doppelt zu, da sie nicht zu schlechtem Zweck sich übereilte und ein gefährliches Wagniß unternahm. Den Gatten zu lieben und seine Liebe sich erhalten zu wollen, trieb sie an, und einen schöneren und gerechteren Beweggrund für eines edeln Weibes Herz kann es nicht geben, doch in der Liebe lauerte für Herakles und sie das Verderben, das sie, aus dem Versteck hervortretend und dämonische Rache sühnend, in den Abgrund reißt.

Hatte sie nun in banger Spannung einen Augenblick ihr Auge an einen Hoffnungsstrahl geheftet, so ward sie doch alsobald wieder plötzlich aufgeschreckt und mit der Angst entsetzlicher Folgen ihres Beginnens erfüllt. Denn wie sie wieder in das Haus gegangen war, sah sie die Wollflocke, womit sie das Kleid bestrichen hatte, zerstört von dem vermeinten Liebesmittel und in einer giftigen

Gährung sprudelnde Blasen aufstoßen, und es dauert nicht lange, so wird der neue Schrecken ihr zur entsetzlichen Gewißheit, daß sie den Gatten durch ihr Geschenk vernichtet hat. Der nach dem Vater ausgesandte Sohn kehrt zurück, und meinend, die Mutter habe mit Willen dem Gatten die Qualen bereitet, die er geschaut hatte, redet er sie mit den harten Worten an, daß er wünsche, sie möchte todt oder eines Andern Mutter sein, oder bessere Gesinnung haben. Sanft erwidert sie in ihrer Seelenangst der harten Rede des Sohnes, und er berichtet darauf, wie das übersandte Kleid sich an des Herakles Leib angeklebt habe und unabreißbar ihn mit giftiger Gewalt bis auf die Knochen zerfresse. Wie er, tobend in den rasenden Qualen, den Herold, den unglücklichen Ueberbringer des Geschenks, am Fuße gepackt und an eine Meerklippe geschleudert habe, daß er ganz zerschmettert worden. Nachdem er so das Furchtbare geschildert und gemeldet, wie der dem Tode nahe Heros bald anlangen werde, wünscht er der Mutter, die solche That gethan an einem Manne, wie herrlich keiner mehr sein wird, die Strafe der Götter, die Erinnys. Kein Wort der Entschuldigung kommt aus Dejaneira's Mund, sondern stumm geht sie mit des Sohnes Fluch, der ihre Unschuld nicht wußte, weg, denn ihr Herz ist

gebrochen, und ihr edler Sinn denkt nicht dran, so Ungeheures rechtfertigend von sich abzuwälzen, sondern vom Leben, das des Leidens Uebermaaß ihr unerträglich macht, zu scheiden. Den Sohn Vorbereitungen zur Herholung des Vaters machen sehend, verbirgt sie sich vor den Blicken Aller und jammert am Hausaltar, berührt, was sie sonst gebraucht, im Scheideschmerz zum letztenmal mit Wehklage, streift in dem Hause herum, und beim Anblick jedes Dieners des Hauses bricht sie in Schmerzen aus, ob ihres rettungslosen Geschicks. Dann geht sie in das Schlafgemach und setzt sich auf das Lager ihrer Ehe, woher verhängnißvoll statt des Glückes, deßen sie werth war, das furchtbare Verderben entsprungen ist, und unter heißen Thränengüssen dem Lager das letzte Abschiedswort zurufend, ersticht sie sich. So geht denn ein edles Weib unter, weil sie im aufgeregten Augenblick, von Noth geängstet, eine kleine Unvorsichtigkeit beging, und nichts kann erschütternder mahnen, überall mit Vorsicht zu handeln und nicht mit Unbekanntem ein Spiel zu beginnen, deßen Ausgang wir nicht wißen können. Um ihre Ehe hatte der Stromgott mit Herakles gerungen, und in Liebe war sie dem Heros gefolgt, um ihrer Schönheit willen war der Kentaur Nessos von ihres Gatten Todespfeil getroffen worden, und, um deßen

Liebe sich zu erhalten, wagt sie eine scheinbar kleine Sache, deren Ausgang sie vernichtet durch ihre eigene Hand, auf dem Lager, das sie mit Herakles getheilt hatte, und von dem sie nicht wollte, daß er es mit einer andern theile; und so war der Streit um dieses Lager allerdings geschlichtet, und die dämonisch eingeweihte Ehe hatte ihr Ende in wilder Zerstörung.

Als der Sohn die entsetzliche That der Mutter vernimmt, welcher sein Fluch noch vollends das Herz gebrochen hatte, und vernimmt, wie sie aus liebendem Irrthum das Verderben des Vaters angerichtet hatte, eilt er hinein und wirft sich mit Klage auf die Leiche und küßt sie, aber es wecket Kuß und Klage die Todten nicht auf, und er hat den Schmerz um sein jähes im Irrthum ausgestoßenes Wort zu tragen. Von diesem Jammer eilt er fort zu gleich Großem, zu dem Vater, ihn herzuholen, und bald sehen wir diesen gebracht, wie er grade ein wenig entschlummert ist. So tritt denn erst der eigentliche Held des Stückes, wie man es zu nennen pflegt, auf, als bereits seine Katastrophe eingetreten ist, und daß die Katastrophe vollständig entwickelt werden konnte, ohne daß wir desselben vorher ansichtig wurden, ist in Beziehung auf dramatische Kunst als die vollendete Lösung einer sehr schweren Aufgabe zu betrachten, ohne welche die

Darstellung der Idee nicht möglich war. Herakles, in Allem gewaltig, ward an der einen Schwachheit, die seiner menschlichen Natur inwohnte, an der Leidenschaft der Liebe, von dem Geschicke gefaßt und in das Verderben gerißen, aber ein verliebter Herakles konnte nicht auf der Bühne erscheinen, ohne die Würde der mit diesem Heros verknüpften Idee und die Würde, welche der innerste Kern der Tragödie ist, arg zu gefährden. Diesem half der Dichter ab, indem er die Dejaneira, das liebende Weib, deßen Wesen am schönsten in der Liebe erscheint, zur Trägerin dieser Idee machte *), und in ihrer Liebe und ihren Leiden die Katastrophe der Liebe des Herakles herbeiführte in einer Entwickelung voll Spannung und Erschütterung, bis uns der entsetzenvolle Anblick des schrecklichen Ausgangs geboten wird. Wie maaßlos die Qual seyn muß, welche den gewaltigen Helden vernichtet, zeigt das Schreien und Jammern desselben, deßen Mund nie zur Wehklage sich erschloßen hatte, was auch immer über ihn kommen mochte. Seine Seele quält es außerdem noch, nicht als Held in der Gefahr, in welcher er sich so oft befand, untergegangen

*) Damit ist zu vergleichen die Motivirung von Klytämnestra's Verbrechen in dem Rachegefühl und den Klagen der Elektra bei unserem Dichter.

zu seyn, sondern, wie er meinte, der List eines Weibes zu erliegen. Aber, als er, nach Rache an Dejaneira verlangend, hört, wie diese ihre unfreiwillige That gebüßt und wie es der Trug des Kentaur Nessos ist, der ihn tödtet, da begreift er sein Geschick und seine Seele ergibt sich. Von dem Todten, von welchem er nimmer es erwartet, den seine Hand in den Tod gesendet hatte, kommt ihm, wie der Göttерspruch ihm gesagt hatte, das Ende des Lebens, in schlimmer Vergeltung, vermittelt durch das Weib, um deßentwillen er jenen vernichtet hatte, als rascher Bestrafer des Unrechts. Da sehen wir, wie der Mensch nie Sicherheit träumen darf, da ihn das Geschick, von wannen er in seiner Kurzsichtigkeit es selbst für unmöglich hält, ereilen kann, und welche dämonische Gewalt in den Abgründen, die an unserm Lebensweg liegen, den, der in ihren Bereich kommt, mit gespenstiger Hand aus dem Dunkel erfaßt und zerschmettert.

Sobald Herakles sein Geschick vollkommen erkannte, sah er, wie der Tod ihm vom Todten kam, und was für ein Ende der Mühsale ihm bestimmt war, das im Genuß zu verbringen er Jole unter Mord und Zerstörung erbeutete, und die durch eine schreckliche Ironie des Schicksals, als eine Erinnys des gemordeten Vaters und der zerstörten Heimath ohne Wort und That wirklich das

Ende der Mühsale brachte und sein Haus zerrüttete. Jetzt von der Höhe des unbezwinglichen Helden in den Kreis der menschlichen Schwachheit in hülflosem Zustand eingetreten und unter Qualen dem Tod zueilend, ist er ganz dem Menschlichen zugewandt, und denkt nur an die Seinen. Die Mutter soll man ihm rufen, sie ist aber entfernt, denn eine Jammerscene mit derselben würde der Durchführung der Idee dieser Tragödie nichts nützen, sondern, wie rührend sie auch hätte seyn mögen, sie würde durchaus schleppend eintreten. Doch durch sein Verlangen nach ihr ist dem, was man von dem Scheidenden erwarten mag, Genüge geleistet. Dann um nicht allmählig von diesen Qualen erbärmlich aufgerieben zu werden, will er, da Rettung unmöglich ist, auf dem Scheiterhaufen lebendig verbrannt werden, und der Sohn soll dieses in's Werk richten, denn er will nicht ohne die Nähe und Hülfleistung geliebter Angehörigen bestattet seyn. Von fremder Hand bestattet werden, fern von allen Lieben und Angehörigen, galt dem natürlich fühlenden Griechen als etwas sehr Trauriges, und ohne Thränen und Trauer von der Welt zu scheiden, als etwas sehr Herbes. Der starke Heros hegt dieses Gefühl und empfindet in dieser Hinsicht wie der schwächste der Sterblichen, da er aber leicht einsieht, daß

der Sohn es als einen Gräuel ansehen kann, den Vater lebendig zu verbrennen, so läßt er diesen vor der Mittheilung seines Begehrens schwören, ihm zu erfüllen, was er ihm auftragen werde. Als der Sohn geschworen und dann mit Schrecken vernimmt, was er thun soll, läßt sich der Heros bewegen, sich mit der geringsten Theilnahme des Sohnes an dem entsetzlichen Werke zu begnügen, und achtet deßen Scheu, gleichsam Hand an den Vater zu legen. Dann jedoch fordert er noch, daß er Iole zum Weibe nehmen solle, damit die, welche ihm lieb gewesen, nicht an den Fremden komme, sondern dem liebsten Sohn zu Theil werde. Auch so huldigt er dem natürlichen Gefühl des Menschenherzens, welches, was es liebt, in der Hand der Geliebten, nicht der Fremden wißen will, doch dem Sohne scheint es der größte Gräuel, mit dem Weibe verbunden zu werden, das seiner Mutter Todesursache gewesen, aber Herakles läßt nicht ab, bis er den Sohn zu dem Versprechen genöthigt hat, und da er nun so auch diese seine letzte Herzensangelegenheit bestellt und für das geliebte Wesen gesorgt hat, wird er fortgebracht, um den Flammen übergeben zu werden und das Ende seiner Leiden zu finden.

So haben wir denn gesehen, wie keine Größe und Herrlichkeit, mag sie noch so weit das gewöhnliche Maaß

der Menschen überragen, den Sterblichen vor den Folgen der Schwachheit und Fehler schützt, und daß keiner mit Sicherheit der Zukunft trauen mag, ungewiß, welch Loos sie für ihn in ihrem Schooße berge. Wir haben gesehen, daß Schwachheiten und Fehler die den Fuß von dem geraden Pfade abirren laßen, in den schrecklichsten Abgrund führen können, mögen sie noch so klein erscheinen, da das Schicksal eine Macht übt, mit welcher wir nicht rechnen können. Je tiefer unser Mitleid mit der edeln Dejaneira, mit dem gewaltigen Heros ist, dem das in menschlicher Kurzsichtigkeit geträumte Glück von der Hand der verborgenen Macht vor den Lippen weggerissen wird, um so ernster und erschütternder werden wir auf unser menschliches Loos hingewiesen, und um so eindringlicher tönt uns die Mahnung in's Ohr, mit strenger Vorsicht den Weg der Sittlichkeit zu wandeln, auf nichts allzufest zu bauen und zu denken, daß wir in der Hand einer höheren Macht stehen, die da fügt, daß wer thut, leide was daraus entspringt, daß aber dem kleinsten unrechten Thun und der geringsten Unvorsichtigkeit das größte Verderben entspringen kann.

Ajas.*)

Im Ajas stellt der Dichter uns die Idee dar, daß Stolz zum Falle führt, wann er das Maaß überschreitet, mag er dabei auch von der edelsten Art seyn. Im Heldenzeitalter gilt Kraft mit Muth vereint als das Höchste, und dieser Heldenglanz als das wünschenswertheste Ziel, so daß der Mann, welcher darnach ringt und in diesem Ringen untergeht, mag er auch sein Schicksal verschuldet haben, nie der tragischen Würde entbehrt. Ajas, Telamons Sohn, voll Heldenkraft und Muth, hatte an dem Vater ein großes Vorbild, der mit Herakles vor Troja gezogen und den ersten Preis der Tapferkeit, des Königs Tochter Hesione, empfangen hatte, und von dem Sohne, der eben diese Stadt bekämpfte, gleiche Herrlichkeit erwartete. An Kraft und Kühnheit war er der

*) Weil es die Vollständigkeit erforderte, habe ich meine Erklärung des Ajas hier aufgenommen, denn ohne diesen Beweggrund würde ich es vorgezogen haben, auf Welkers, meines theueren Freundes, geistvolle und gelehrte Abhandlung über dieses Stück zu verweisen.

Nächste nach Achilleus, aber er wollte für sich, ohne Hülfe der Gottheit, ein großer Held seyn, weil er meinte, mit Hülfe einer Gottheit Großes auszurichten, zeuge nicht von Heldenkraft und Heldensinn, und so weißt er die Pallas Athene, die ihm beistehen wollte, ab und heißt sie Andern helfen. Daß die bloße Kraft ohne Einsicht und Ueberlegung durch ihre eigene Wucht zusammenstürze,*) und daß Großes nur der von Weisheit gelenkten Stärke gelinge, war eine von den Griechen mannigfach ausgedrückte Ansicht, und auch in dieser Sage von Ajas schimmert sie durch. Pallas Athene ist die Göttin der Weisheit und der Einsicht, mit deren Hülfe der Krieg sich über das wilde Gemetzel erhebt und sie Heldenklugheit mit Tapferkeit verbinden. Indem er die Göttin von sich weißt, erkennt er nur der Stärke des Arms und dem gewaltigen Schwerdtschlag den ersten Preis zu, und erklärt die Klugheit als das Untergeordnete, was des wahren Helden nicht würdig ist, weil Kraft und Muth, meint er, rein für sich, ohne jede anderweitige Zuthat, in ihrem wahren Glanze erscheinen können. Doch ist Ajas kein Verächter oder Geringschätzer der Götter, oder gar ein Läugner derselben, und

---

*) Horaz vis consilii expers mole ruit sua.

eben so wenig denkt er daran, sich irgend der Götterverehrung zu entziehen, sondern nur seine Heldenthaten will er allein durch seine Kraft ausrichten. Aber ohne Götterbeistand gedeiht kein Ding zu gutem Ende, und Stolz ist ein schlechter Berather, der leicht über den eigenen Werth täuscht und den Geist verwirrt. Als Achilles gefallen war und seine Waffen dem zum Preise zufallen sollten, welcher den Griechen die besten Dienste vor Troja geleistet hätte, da erkannten die zu Gericht versammelten Heerfürsten nicht dem Ajas, der stammverwandt mit dem größten Helden ihm an Kraft und Muth der nächste war, diesen Preis zu, sondern dem Odysseus, dem klugen, weisen Helden, auf welchen Ajas, eben weil er Klugheit bewährte, als auf einen Geringeren herabsah. Da war sein Stolz tödtlich getroffen, weil er sich bewußt war, das, was er als das Höchste und Herrlichste ansah, erreicht zu haben, und dieses nun dem, welches er als das Geringere, was das Heldenthum in seinem Glanze beeinträchtigt, nachgestellt sieht. Seiner Ueberzeugung erscheint dieser Spruch, weil er ihn nicht begreift, als ein ungerechter, nur aus Haß gegen ihn hervorgegangener, und des Odysseus Sieg gilt ihm als ein durch List und schmeichelnde Gefügigkeit erschlichener. Wenn aber auch der ungefüge Stolz den

Ajas weniger in Gunst bei dem Heerkönige und den andern Herrfürsten stehen ließ und Odysseus beliebter seyn mochte, so ist die Sage keineswegs gedichtet worden in dem Sinne, als sey ein ungerechtes Urtheil gefällt gewesen aus bloßer Gunst, sondern wirklich, indem man gegen einander abwog, ob muthvolle Anwendung großer Leibesstärke oder muthvolle Klugheit bei minderer Leibesstärke größeren Nutzen im Krieg gewähre. Weil man aber wirklich der Ansicht war, nicht das wilde Dreinschlagen, sondern die Anwendung von Klugheit und Einsicht gebe größeren Vortheil, so ließ man den Odysseus den Preis vor Ajas gewinnen. Dieser aber empfing die stechendste Wunde, welche ein stolzes Herz treffen kann, da wo er des höchsten Glanzes gewiß zu seyn glaubte, zurückgesetzt zu werden. Stolz führt den Mann leicht zum Wahnsinn, wie Liebe das Weib, und nicht überrascht es, daß Ajas in wilde Wuth geräth, die sich zur vollen Verrücktheit seiner Sinne gestaltet. Rache will er nehmen an denen, die ihn gekränkt haben, und Alle niedermetzeln. So geht er in der Nacht hin und überfällt in seinem irren Wahn die Heerde des Heers, meinend, es sey dieses selbst, wo er denn fürchterlich metzelt und Ströme von Blut vergießt, Andere nach Haus schleppt und dort mißhandelt und mordet,

ein Thier aber, als sey es Odysseus, aufspart, um es an die Säule zu binden und es mit der Geißel erst zu zerfleischen.

Hier tritt uns ein bitterer und furchtbarer Spott des Schicksals entgegen, denn wir sehen den Mann, der im Leben allein auf das Idol der Heldenehre geschaut hatte, der den höchsten Glanz als das ihm gebührende Eigenthum ansah und in seinem Stolze nur auf sich selber baute, so daß er sogar keines Gottes Beistand zu seinen Thaten haben mochte, diesen Mann sehen wir von der höchsten Ehre so tief herabgestürzt, daß er nicht einmal mehr die gewöhnliche Ehrbarkeit der Menschen besitzt. Sein Idol hat sich ihm umgewandelt zu einer Erinnys, die ihn zu einer That getrieben, eben so gehäßig als kindisch lächerlich und des Geringsten der Sterblichen unwürdig. Wir sehen den gewaltigen Mann, der neben der That der Stärke die Klugheit geringgeschätzt hatte, und stets offen mit dem Schwerdte in der Faust einhergeschritten war, dieses gehäßige lächerliche Werk mit listigem Lauern bei Nacht ausführen und so die Nemesis der List ihn mit bitterem Hohne heimsuchen. Damit beginnt die Tragödie, und kaum ist die Scene eröffnet, so weht uns der tragische Odem dieses bitteren Hohnes, den das Schicksal mit dem allzustolzen Helden getrieben, entgegen,

und durchschauert uns, Mitleid, tiefes Mitleid mit der gefallenen Größe weckend, mit der ernsten Lehre, daß des Menschen Stolz auf seine Kraft und Herrlichkeit schier Thorheit sey, sintemal er ein schwaches Wesen ist, das so leicht in böser Stunde seine geträumte Herrlichkeit in Lächerlichkeit verkehrt.

Zuerst tritt Odysseus, der Gegensatz des Ajas, auf, um auszuspüren, ob derselbe die ruchtbar gewordene That der letzten Nacht, als deren Urheber er ihn vermuthet, wirklich gethan habe, aber nicht um ihn zu verderben, sondern nur um Gewißheit über die seltsame Sache zu erhalten. Sophokles hat den Homerischen Charakter dieses Helden beibehalten und ihn nicht, wie er in der Doloneia, einer späteren der Iliade angeflickten Dichtung, erscheint, und wie er im Laufe der Zeit gewöhnlich angesehen ward, als ein in List und Verschmitztheit auch die schlechte That nicht scheuendes Ideal der Schlauheit weder in dem Ajas noch in dem Philoktetes dargestellt. Der wahre Homerische Odysseus ist der kluge praktische Mann, welcher überall auf die Wirklichkeit und ihre Forderungen sieht, sich in die Welt und das Leben mit Einsicht und Verstand fügt, der sich in allen Lagen muthig und klug benimmt, aber von keiner Leidenschaft zu irgend einer Begeisterung oder Schwär-

merei getrieben wird, und der Eitelkeit keinen Sieg über die Klugheit in seinem Geiste gestattet. Freilich wer nicht begeistert ist, kann uns nicht begeistern, und aus wem kein leidenschaftliches Gefühl athmet, kann kein leidenschaftliches Mitgefühl in unserem Herzen erwecken, aber dem rein praktischen Mann von so trefflichen Eigenschaften wie Odysseus, welcher ohne alle Eitelkeit so vorzüglich wirkt zum Nutzen des Ganzen, sich so verständig und geschickt in allen Lagen benimmt, ohne sich je im Geringsten als Mann herabzuwürdigen, der sich muthig, nicht um des Heldenglanzes willen, sondern das Gemeinsame zu fördern, in die gefährlichsten Wagnisse begibt und sie mit sicherer Klugheit durchführt, gewähren wir Achtung und haben Wohlgefallen an ihm. Daß ein solcher der Mann des Lebens sey, deßen Forderungen am besten befriedigt werden durch leidenschaftslose Wirksamkeit. Sophokles stellt daher auch in der ersten und letzten Scene dieser Tragödie den Odysseus als einen trefflichen Mann auf, den Götter und Menschen lieben, da er immer unverdroßen und dabei fügsam nie sich überhebt, und die Dichtung zeigt uns, wie solches Wesen dem Weltgetriebe angemeßen ist, während erhabene Stimmung, die als leidenschaftlicher Stolz in Ajas waltete, dem herbsten Leide ausgesetzt ist, das, je nachdem der

Würfel fällt, zum Verderben führt. Stürzt nun in dieser Tragödie der leidenschaftliche Held, der sich dem edeln Idole des Ruhmes geweiht hatte, schrecklich von seiner geträumten Höhe herab, und geht von dem herben Geschicke zerschmettert vor unsern Augen unter, während der verständige, praktische Mann, auf den er herabgeschaut hatte, als sein Gegensatz, sicher und geachtet dasteht, so verherrlicht der Dichter damit keineswegs die Prosa des Lebens und verdammt ihr gegenüber die Begeisterung. Nein er zeigt nur die ernste Bedingung des Menschenlooses, welches dem Uebermaaß keine Sicherheit gewährt und auf allzukühner Höhe den Fuß des schwachen Sterblichen leicht ausgleiten läßt, und daß keine Menschenkraft so groß und gewaltig sey, um in stolzem Trotz Umsicht und Einsicht als ihrer unwürdig von sich weisen zu dürfen. Als Odysseus um das Zelt des Ajas vorsichtig spürend schleicht, spricht Pallas Athene ungesehen zu ihm, und meldet ihm, daß er auf der rechten Spur sich finde, und das sie es gewesen, die den Wüthenden sich in die Heerde habe verirren laßen, denn sonst sey es um die Griechen geschehen gewesen. Als sie aber dem Odysseus den ihn tödtlich haßenden Mann in seiner Erniedrigung zeigen will, lehnt er es ab, und auf ihre Bemerkung, er werde, da Ajas ihn nicht erkennen solle, nichts zu befürchten

haben, sagt er, vor dem Helden in vernünftigem Zustand werde er nicht zurückweichen, doch wünsche er ihn so nicht zu sehen. Was kann es dem Odysseus frommen, den wahnsinnigen Helden zu sehen, oder wohl gar mit ihm zu streiten? sich aber an dem Elend eines Mannes zu weiden, der zwar sein Feind ist und ihm nach dem Leben gestanden hat, den er aber nicht haßt, weil seine Größe und sein Stolz ihn den leidenschaftslosen, der ohne Neid gegen irgend wen that, was er vermochte und was ihm oblag, ist ferne von ihm, weil er den Werth des unglücklichen Helden keineswegs verkennt, obgleich sein eigner von diesem verkannt wird. Dennoch läßt Athene den Wahnsinnigen aus dem Zelte kommen und von seiner Rachewuth sprechen, wobei er der Göttin für den geleisteten Beistand bei seinem Werke der letzten Nacht dankt. Unseliger und jammervoller konnte der Dichter den von seiner stolzen Höhe gestürzten Mann nicht darstellen, als in dieser gehäßigen und kindischen Wuth, wobei er sich obendrein kläglich selbst verspottet, indem er, der in den Tagen seiner Größe jede List und Hinterlist tief verachtet hatte, sich seines klugen Benehmens rühmt in der Vollziehung seiner Schmach, und der Göttin, deren Beistand er für seine Heldenthaten als beeinträchtigend zurückgewiesen hatte, dankt, daß sie zu seinem

vermeinten Rachewerk ihre Hülfe verliehen hatte. In sein Zelt zurückkehrend, bittet er die Göttin, ihm stets eine solche Helferin zu sein, wie sie es in der letzten Nacht gewesen, so daß die bittere Ironie, welche in seinem Schicksal hervorgetreten ist, sich auf die höchste Spitze gesteigert hat. Odysseus aber, gegen den er noch so eben den unversöhnlichsten, maaßlosesten Haß gegen Athene ausgesprochen, und den er schrecklich zu mißhandeln (in dem Thiere, welches er dafür ansah) in das Zelt geht, sagt zu Athene, die ihn auf das Loos des Ajas hinweißt, mit ächt menschlicher Gesinnung, daß er ihn bemitleide, da er Mensch wie er selbst sey, und alle Menschen zumal schwache, hinfällige Wesen, weßhalb denn aber auch, wie die Göttin darauf bemerkt, sich jeder dieser Schwachen vor Hochmuth und Uebermuth hüten solle, da die Götter nur die Vernünftigen lieben, und die Unvernünftigen haßen.

Als die heftige Wuth des Ajas ausgetobt, und mit ihr der Wahnwitz von seinem Geiste gewichen war, stieg beim Anblick der Metzelei in seinem Zelte die Ahnung deßen, was geschehen, plötzlich in seiner Seele auf, er schlug sein Haupt unter Jammeruf, und saß dann, sein Haar zerraufend und still vor sich hinstarrend, unter den gemordeten Thieren, bis er sein Weib Tekmessa, die er

mit dem Speer erbeutet hatte, heftig bedrohte, ihm die Wahrheit deßen, was geschehen sey, zu sagen. Als er diese vernommen, brach er in jammervolle Klagen aus, wie nie aus seinem Munde gehört worden, und alles zeigt, daß aus dieser Stimmung etwas Schreckliches hervorgehen werde. Freilich kann schon nach der ersten Scene kein Zweifel mehr seyn, wohin die Schmach und gehäßige Lächerlichkeit, in der wir ihn erblicken, den stolzen Helden führen müßen, sobald er aus seinem Wahn erwachend sie erkennen wird. Tekmessa theilt dem Chor, der von dem Gerüchte gehört hatte und ängstlich für Ajas, deßen Schiffsgenoßenschaft er war, besorgt herbeigeeilt war, jene Nachrichten mit, und während sie noch mit einander sprechen, hört man wiederholten Wehruf des Ajas, der dann nach seinem Söhnchen ruft, und ferner nach seinem Halbbruder Teukros, und zwar mit Ungeduld, worauf Tekmessa das Zelt öffnet, damit der Chor ihm zurede. In lyrischen Rhythmen wogt nun der Schmerz des Helden auf und ab, der nur den Tod als Ziel vor sich sieht, nachdem er von der höchsten Ehre, denn dieser Gedanke und das Gefühl des eigenen Werthes ist das innerste Leben seiner Seele, zur tiefsten Schmach herabgesunken. Als sich dieses Wogen etwas gelegt hat, und die Betrachtung Zusammenhang gewinnt,

drängt sich ihm das Ai*) seines Namens als seine Bestimmung auf, er denkt seines Vaters, der hier den ersten Preis davon trug, wo er, nicht geringer an Kraft, der Ehre beraubt untergehen müße, er, dem Achilleus sicherlich seine Waffen zugesprochen hätte, wenn er sie bei seinem Leben als Preis des Vorzugs im Heldenthum hätte ertheilen wollen. Daß er in seiner Rache für die ihm angethane Zurücksetzung vom rechten Ziele abgeirrt sey, erfüllt ihn mit Kränkung, und der Haß gegen die Atriden quält ihn, aber er sieht, es bleibt ihm nichts als der Tod, da in Schmach zu leben nimmer dem Helden geziemt. Daß sein Stolz und die hohe Meinung, welche er von sich im Herzen trägt, ihn nicht verläßt, nach dem harten Schlage, von dem er getroffen worden ist, kann nicht anders seyn, denn er gehört mit zu seinem innersten Leben und beruht auf der Wahrheit, da er wirklich die Heldenkraft, deren er sich rühmt, besitzt, und diese wirklich ein großes Gut ist, und wenn er sie und ihre Anerkennung von Allen als das Höchste betrachtet, was es für ihn gibt, so ist auch dieses nichts weiter als ein edler Stolz. Wohl aber ist es ein Uebermaaß seines Stolzes, neben seinem Werth einen Werth

*) Griechischer Schmerzausruf.

anderer Art nicht wollen gelten laßen, und keinem Urtheil in dieser Hinsicht sich fügen zu können. Solch übermäßige Reizbarkeit bereitet einem jeden Schmerzen und Kränkungen, und es tritt in dieser Sage von Ajas in kraftvollen Zügen nichts Anderes zu Tage, als was sich immer und überall begibt, und wenn der Einzelne mit solcher Gesinnung mit den Andern in Berührung kommt, begeben muß. Hat nun der Schlag, der den Ajas bis zur Vernichtung getroffen, seinen Stolz und seine Meinung von sich nicht schwächen noch vernichten können, so konnte auch der Zorn gegen die Atriden nicht von ihm weichen, sondern mußte sich noch verstärken, da ihr Ausspruch ihn dahin gebracht hatte, wo er nun war. Hätte der Dichter den Ajas jetzt, wo er so namenlos elend war, nur einen Augeublick an seinem Werthe zweifeln, oder nur eine andere Art des Thuns und Seyns als die glücklichere und darum vielleicht bessere, in Betrachtung ziehen laßen, so hätte er wohl eine augenblickliche starke Rührung voll peinlicher Spannung hervorbringen können, aber der wahre Charakter desselben in seiner Folgerichtigkeit, und die edele Würde der Tragödie wären damit zerstört gewesen. Sterben muß der starke Held, weil er nur in Schmach leben könnte, aber er, der für die Ehre stirbt, darf sich nicht vorher

in seiner eigenen Gesinnung entehren, durch Zweifel an seinem Idol, sondern der Glaube an dasselbe muß ihn in den Tod begleiten, weil er ihn um des Idoles willen erleidet, und nur in dem hohen Gefühle, welches ihm in seiner Schmach bleibt, die Würde rettet, die ihn trotz ihr als einen edeln Helden erscheinen läßt, deßen Untergang mit tragischem Mitleid erfüllt.

Statt den Helden einen Augenblick seine Schmach anders, als ein unverdientes Unglück, das über ihn gekommen, betrachten zu laßen, zeigt ihn der Dichter ohne alles Wanken sogleich als fest entschloßen zu dem unvermeidlichen Ziel, und alles dazu bestellend in würdiger äußerer Ruhe. Tekmessa legt ihm, als er nach der ersten etwas ruhigeren Betrachtung seiner Lage ausgesprochen, daß sie hoffnungslos sey und Sterben das Beste, in einer rührenden Zusprache ans Herz, wie verlassen sie seyn werde ohne ihn, der ihre Heimath zerstört habe und in dem sie Heimath, Vater und Mutter, in dem sie Alles finden müße. Sie legt ihm ans Herz, ihn bei ihrem Zusammenleben beschwörend, bei der treuen Anhänglichkeit, die sie ihm bewiesen, sie nicht preis zu geben, daß Einer sie als Sclavin sich nehme zur Schmach seines Namens, sie, die doch sein Weib gewesen. Sie stellt ihm den alten Vater, die hochbetagte Mutter vor,

die seiner Heimkehr warten und ohne ihn traurige Tage des verwaisten Alters leben würden, und legt ihm das Loos seines Kindes an das Herz, mit dem sie nach seinem Tode unter fremder Hand des Leidens viel zu dulden habe. Sein Herz, wir sehen es bald, ist nicht den Gefühlen verschloßen, an welche sich Tekmessa wendet, denn er ist zwar ein starker Held, aber kein harter und rauher Mensch. Doch er hat seinen Tod beschloßen und will ohne Jammerscene von Weib und Kind scheiden. Mit sicherer Kraft sich beherrschend, hört Ajas dieses alles ruhig und mild an, und bittet Tekmessa, das Kind zu bringen, worauf er hört, daß sie es vor ihm in seiner Raserei versteckt hatte. Obgleich es sein Herz schwer treffen mußte, von seinem Zustand zu hören, daß sein Weib in der Angst das eigene Kind vor ihm hatte flüchten müßen, so lobt er sie doch mit Ruhe ob ihrer Vorsicht, doch als es eine kleine Weile währt, bis der Diener es bringt, zeigt er eine ungeduldige Hast. Als es ihm gebracht ist, da lautet sein letzter Wunsch und Segen dahin, daß es werde ein tüchtiger Held, wie sein Vater, nur glücklicher als dieser, damit es, das jetzt noch in beneidenswerther Unkenntniß der Welt und des Lebens glücklich sey, dann des Vaters sich würdig zeige. Bis dahin möge es in der Mutter Pflege und zu ihrer Freude

unter des Teukros Schutz in Sicherhdit gedeihen. Teukros aber solle, lautet sein Anftrag, das Kind zu seinen Eltern bringen, daß es ihnen ein Schützer der alten Tage werde, und sein gewaltiger Schild, der an des Kindes Namen erinnerte,*) solle demselben gegeben werden, seine übrigen Waffen aber solle man mit ihm begraben, damit keiner der Achäer sie als einen Kampfpreis gewinne. Nun gibt er rasch das Kind zurück und befiehlt, das Zelt zu schließen und nicht zu klagen, da dies bei solchem Übel nicht helfe. Tekmessa beschwört ihn bei den Göttern, sie nicht zu verlaßen, aber er meint den Göttern nichts mehr schuldig zu sein und geht ohne ein nachgiebiges Wort ab. Nachdem der Chor in Bangigkeit geklagt, kommt Ajas mit dem Schwerdte Hektors, das er einst von diesem zum Geschenk empfangen hatte, wieder und spricht nun ganz ruhig, daß sein Sinn sich geändert habe und daß er dieses Schwerdt, welches keinen Segen bringe, vergraben und sich nach den Wiesen am Gestade begeben wolle, um sich von seiner Besudelung zu reinigen. Er sehe jetzt, von Mitleid gegen Weib und Kind erweicht, ein, daß man nicht allzu starr seyn dürfe, und damit bittet er Tekmessa, hineinzugehen

*) Eurysakes heißt Weit-schild.

und zu beten, daß er sein Vorhaben glücklich ausführe. So täuscht er denn sein Weib und den Chor und scheidet ohne eine Jammerscene, worauf der Chor in Jubel ausbricht, dem aber die Bangigkeit hart auf der Ferse folgt. Freilich hätte Tekmessa, hätte der Chor scharf geachtet auf das, was Ajas sprach, so hätten sie sein Vorhaben leicht erkannt hinter den täuschenden Worten, da es aus seinem Munde nur wie ein Spott klingen konnte, wenn er sagte, er werde fortan wißen die Atriden zu ehren, weil sie die Herrscher seyen, und er erkenne, daß man einen Feind nur so haßen müße, als ob man wieder Freund mit ihm werden könne, und den Freund nur soweit lieben, als bleibe er es nicht immer. Doch diese waren so erfreut über die angekündigte Sinnesänderung, als daß sie nicht davon hätten überrascht seyn sollen, ohne seine Worte mit kalter prüfender Überlegung mißtrauisch aufzunehmen.

Jetzt aber kommt ein Bote, den Teukros, der von einer Unternehmung zurückgekehrt, durch die gegen Ajas aufgeregten Achäer aufgehalten war, vorausgesandt hatte, um schleunig zu melden, man möge dafür sorgen, daß Ajas nicht aus seinem Zelte gehe, denn Kalchas der Seher hatte ihm gesagt, wenn derselbe an dem heutigen Tage sein Zelt verlaße, sey er in der höchsten Gefahr,

gehe aber dieser Tag vorüber, so sey die Gefahr vorbei. Angstvoll eilt Tekmessa und der Chor fort, um den erst vor kurzer Zeit Weggegangenen aufzusuchen und zurück zu holen, aber vergeblich. Wir sehen ihn an einsamer Stelle, wo er das Schwerdt des Hektor hinter Gebüsch in den Boden befestigt hat, um sich hinein zu stürzen, und als er dieses in's Werk gerichtet, scheidet er vom Leben mit Worten, die in edler Haltung, wie sie einer hohen Seele geziemen, zwar nicht zur weichen Klage neigen, jedoch zeigen, daß wenn auch ein stolzes, unbeugsames Herz in seiner Brust schlägt, dieses dennoch nicht wild und gefühllos sey, sondern allen natürlichen Empfindungen offen in reiner Menschlichkeit. Er bittet, nachdem er betrachtet, wie er durch Hektors, seines ärgsten Feindes, Schwerdt, in Feindes Land fallen muß, seinen Ahnherrn Zeus, daß er den Teukros seine Leiche bald möge finden lassen, damit er des Grabes theilhaft werde, dann bittet er den Seelengeleiter Hermes, ihn rasch und ohne Zuckungen zur Ruhe zu bringen. Die rächenden Erinnyen ruft er gegen die Atriden auf, daß diese fallen mögen, wie er jetzt durch eigene Hand fallen muß, und daß sie das ganze Heer heimsuchen sollen, denn fest steht ihm auch in der Stunde des Todes die Überzeugung von seinem Werthe; und daß dieser aus

Ungerechtigkeit herabgewürdigt worden sey. Dann aber wendet er sich an Helios, und bittet ihn, wann er über sein Heimathland gelangt, den Sonnenwagen anzuhalten, und dem greisen Vater und der armen Mutter sein Ende zu verkünden. Der klagenden Mutter Bild ergreift sein Herz, aber er ruft sich rasch davon zurück, da das Werk vollbracht seyn muß. Nun ruft er den Tod an, nimmt Abschied vom Lichte des Tages, von der Heimath und grüßt selbst die Quellen und Ströme und den Boden des Troerlandes, die ihn so lange gehegt, und stürzt sich in das Schwerdt. So ist denn ein hoher, ein edler Held gefallen, der, weil ihm keine Ehre hoch genug, kein Glanz glänzend genug war, durch des Schicksals herben Spott die Ehre bis zur Schmach verlor, so daß er sich vor ihr nur durch den Tod retten konnte. Aber allzuschroff würde es seyn, wenn die Tragödie mit seinem Tode schlöße, und keine Würdigung und Anerkennung seines wirklich hohen Werthes ein so herbes Ende versöhnend begleitete. Wie Schiller bei Gelegenheit der Nereïdenklage um Achilles sagt:

„Nur das Gemeine geht klanglos zum Orcus hinab,"

so hat Sophokles den Ajas nicht fallen lassen, ohne seinen Leichnam noch einem neuen Gericht auszusetzen, welches zuletzt demselben beßere Gerechtigkeit widerfah-

ren läßt, als Ajas bei dem Gericht um die Waffen des Achilles zu finden gemeint hatte. So tritt denn eine Versöhnung am Ende ein, die den hohen Werth des gefallenen Helden selbst aus Feindes Mund feiert, und auch äußerlich die Ehre, die er durch das Übermaaß einer an und für sich edeln Leidenschaft getrübt hatte, wiederherstellt.

Schön ist es, daß Tekmessa, die gleich dem Chore ihn angstvoll gesucht hatte, die Leiche zuerst findet, denn das natürliche Gefühl der alten Griechen ließ es als ein Trauriges erscheinen, wenn nicht eine befreundete Hand dem Todten die Augen schloß und die Leiche besorgte, und wenn sie ohne Thränen und Klagen bestattet ward. Der Chor läßt seine Klage erschallen, und als er die Leiche sehen will, gibt sie es nicht zu, bevor sie dieselbe wegen des schrecklichen Anblicks verhüllt hat, denn das liebende Weib will ihren Gatten nicht in widerlicher Erscheinung fremden Blicken hingeben, und während nun Beide den Helden beklagen und feiern, kommt Teukros und fügt seine Klage hinzu, so daß wahrlich nichts zur Todtenklage fehlt. Nachdem aber die Kunde von des Ajas Tod zu dem Heere gelangt war, machte sich Menelaos auf, und er kommt jetzt herbei und befiehlt, daß die Leiche unbestattet bleibe den Hun-

den und Vögeln zum Fraß. Der Zorn des Menelaos ist um so größer, als er dem Ajas weit an Heldenkraft nachstand und sich darüber nicht täuschen konnte, und darum deßen Stolz hatte ertragen müßen, ohne die Rücksicht, welche er als Bruder des Heerfürsten in Anspruch nahm, von ihm sich gewährt zu sehen. Gekränkter Stolz, welcher sich vor der Kraft zurückhalten mußte, macht rachsüchtig und besonders verzeiht, wer mit Recht herrscht oder ein Recht zum Heerschen zu haben glaubt, unter allen Dingen am wenigsten die Verkennung seiner Herrschaft und seines Ranges. Daß einer sich ihm gleich, oder wohl gar über ihn stelle, ist ihm das Unerträglichste, und muß er es geschehen lassen und sich dem Unleidlichen fügen, so wird er nimmer, sobald ihm die Gelegenheit geboten wird, der Rache vergeßen. Dadurch daß Menelaos zuerst erscheint, ist der Steigerung und Spannung Raum gegeben, denn er hat eigentlich keine Entscheidung, und Teukros kann sich ihm leichter widersetzen als dem wirklichen Heerfürsten, wodurch eine heftige Scene des Haders, in welcher Schlag auf Schlag folgt, hervorgerufen wird. Ein solch hin- und herwogender Hader wäre auch zwischen Agamemnon selbst und Teukros nicht so angemeßen gewesen, da der Heerfürst eine zu große Gewalt hat und sich daher dem Teukros

gegenüber eher zur That hätte können fortreißen laßen. Wohl aber mag Menelaos als der Schwächere und minder Berechtigte seinem Zorn freien Lauf laßen, wie es denn von jeher so war, daß die Schwächeren und minder Berechtigten verhaltenen Ingrimm, wenn sie glauben Rache nehmen zu können, heftiger nachhängen und sich maaßloser ergehen als die, welche ihrer Kraft und ihres Rechts sicher sind. Doch Menelaos will nicht den Schein haben, als treibe ihn bloß der längst gehegte Groll gegen den überlegenen stolzen Helden, sondern er will an der Leiche ein schweres Vergehen strafen, daß er nämlich das ganze Heer hatte morden wollen. Allerdings gab es Verbrechen arger Art, die den Leichnam des Verbrechers der Bestattung beraubten und so war ein Schein des Rechts für das Vorhaben der Atriden vorhanden. Da jedoch das Verbrechen nicht wirklich begangen war, so hatte der Dichtr nicht nöthig, jene sittliche Frage in diesem Falle tiefer zu entscheiden, welcher sicherlich das göttliche Recht der Todten dem rohen Brauche gegenüber in stärkeren Zügen würde geltend gemacht haben, da er immer auf der Seite der reinen Menschlichkeit steht. Nachdem der Hader auf die höchste Spitze getrieben ist, geht Menelaos, außer Stand, gegen Teukros etwas auszurichten, fort, und indem man nun

erwartet, was jetzt werden soll, kommt Tekmessa mit dem Kinde zur Bestattung der Leiche, und so tritt nach der Verwirrung des Haders ein rührender traurig-friedlicher Moment als Gegensatz ein, und ein besonders rührendes Bild stellt sich vor Augen, als Teukros das Kind zum Vater stellt und ihm eine Locke von Tekmessa, dem Kinde selbst und von sich in die Hand gibt als ein Zeichen des Schutzflehens, Fluch für den hinzufügend, welcher versuchen sollte, das Kind von des Vater Leichnam wegzureißen.

Nun aber steigert sich die Sache zum Äußersten und die Entscheidung rückt rasch heran. Agamemnon, durch den Bruder aufgehetzt und in diesem beleidigt, kommt voll Zorn heran und zeigt die heftigste Erbitterung gegen Ajas und Teukros, doch dieser hält ihm hadernd den Werth des Helden und deßen große Dienste vor und erwiedert ihm die Schmähung seiner eigenen Abkunft von Hesione mit den bittersten Erinnerungen an die Gräuel im Hause der Pelopiden. In diesem Momente, wo nichts Anderes zu erwarten ist, als daß die Erbitterung zu einem furchtbaren Thatausbruch gelange, kommt Odysseus, welcher den Lärm gehört hatte, eilig herbei, und seinen Worten gelingt es, den Agamemnon zu besänftigen. Wie im Anfang der Tragödie, so erkennen

wir auch hier in ihm einen edelen Mann von vortrefflicher Art, den als einen Listigen anzusehen und nicht zu achten Ajas Unrecht hatte. Immer hatte Odysseus gegen Keinen stolz oder sich irgend überhebend rastlos zum Vortheil des Ganzen gewirkt und sich nicht nur selbst stets nach Gebühr dem Heerfürsten gefügt, sondern deßen Ansehen allezeit unterstützt, mit klugem, immer bewährten Rathe ihm beigestanden, und sich so deßen Gunst im höchsten Grade erworben. Aus eines solchen Mannes Mund vermag es Agamemnon, des Ajas hohes Lob zu vernehmen, denn er ist der Ergebenheit des Redenden gewiß und weiß sich von ihm geachtet; und einem solchen Manne bei einer ernstlichen Bitte nachzugeben, auf die Gründe des Verständigen, in deßen Einsicht er großes Vertrauen setzt, zu hören, fällt ihm nicht schwer. So ist denn der Streit geschlichtet, und es macht einen eben so tragischen als versöhnenden Eindruck, daß der Mann, welchen Ajas als einen seiner ärgsten Feinde gehaßt hatte mit einem Haße, der ihn in Schmach und in den Tod führte, sein Lob verkündet und seiner Leiche die verweigerte Todtenehre erwirbt. Wir sehen, daß neben der begeisternden Heldenehre des Ajas auch dem besonnenen, klugen und brauchbaren Manne, der in allen Lebenslagen tüchtig und muthig wirkt und sich in Alle

zu schicken weiß, um das Gemeinsame zu fördern, ein Werth verliehen ist, und daß er nicht verdient gering geschätzt zu werden. Doch Ajas hat gebüßt, aber wenn er auch in seiner hohen Gesinnung von Leidenschaft fort gerißen einen Augenblick strauchelte und niederstürzte, seine Herrlichkeit bleibt ihm, und der Zuschauer scheidet versöhnt mit Mitleid ob seines Geschicks. Des Odysseus Werth aber erkennt auch Teukros an, so daß in gewissem Betracht, so weit es möglich ist, Ajas und Odysseus ausgesöhnt sind, denn Teukros hat nun deßen Stelle im Leben zu vertreten; doch als sich Odysseus erbietet, den Todten bestatten zu helfen, weißt er es milde ab, weil er sich scheut, den an dem Todten thätig seyn zu lassen, der so viel im Haße des Ajas zu seinem Tode beigetragen hatte. Auch das nimmt Odysseus ohne allen Groll auf, jetzt wie immer ohne Eitelkeit und Leidenschaft die Verhältniße auffaßend. So wird denn der Held bestattet, und das eigene verwaißte Kind muß dabei helfen, damit nichts fehle, was zur erwünschten Bestattung gehört.

Philoktetes.

Die Idee, welche Sophokles in der Tragödie Philoktetes darstellt, ist das Verhältniß des einzelnen Gliedes eines Volks diesem gegenüber, und zwar eines gegen sein Volk schwer erbitterten Gliedes, zur Zeit, wo dieses Volk seiner dringend bedarf. Die Lösung, welche die Tragödie diesem Verhältniße gibt, lautet dahin, daß der Einzelne sich die Versöhnung, welche ihm geboten wird, soll gefallen laßen, daß er seinen Groll zum Opfer bringen und das Wohl und den Ruhm der Gesammtheit zu fördern bereit seyn soll. Nicht aber wird diese Lösung auf dem Wege der Betrachtung und des Abwägens der menschlichen Dinge herbeigeführt, sondern ein göttlicher Heros steigt vom Himmel herab, und gebietet sie als Willen des höchsten allwaltenden Gottes, so daß sie dem Kreise der scharfsinnigen Erörterung eben sowohl, als dem der Spitzfindigkeiten, welche das, was nicht bezweifelt werden soll, in das Gebiet des Zweifels zu ziehen und darin zu erhalten wißen, entrückt ist, und eine höhere Weihe hat.

Philoktetes der Held, der Gefährte des Herakles, welcher bei deßen Tode seinen Bogen und seine Pfeile bekam, zog mit den andern Helden Griechenlands zu dem großen Kampfe gegen Troja; da aber unterwegs eine Schlange ihm einen Fuß verletzte, setzten ihn die Griechen, die er durch seine schlimme Wunde, welche ihn zu Jammertönen zwang, beim Opfern störte, auf Lemnos aus, wo sie ihn im Schlafe verließen, und wo er in der Einsamkeit von seiner Wunde fort und fort gequält in einer Grotte haußte, sein Leben fristend mit mühsam errungener Speise. Odysseus war es gewesen, welcher den Rath, ihn auszusetzen, gegeben, und darum haßte er ihn in seinen großen Leiden mit der tiefsten Erbitterung, wozu sich noch die Abneigung des Helden gegen List und Schlauheit, woran Odysseus reich ist, und die ihm als eines tapferen, geraden Mannes unwürdig vorkommen, gesellt. Mit ihm aber haßt er die Atreiden, die Heerführer, die ihn ausgesetzt. Endlich kam der Tag, wo der Unglückliche dem Griechenheer unentbehrlich ward, denn es ward der Götterspruch verkündet, Troja könne nur mit Hülfe des Bogens und der Pfeile des Herakles erobert werden. Dem klugen Odysseus ward der Auftrag, den Philoktetes mit den Waffen des Heros von Lemnos zu holen, und dieser machte sich

auf mit des bereits gefallenen Achilles jungem Sohne Neoptolemos, welcher sich wegen seiner Jugend wohl eignete dem Philoktetes zu nahen, ohne in ihm den Verdacht eines listigen Anschlags zu erwecken, deßen auch nur leiseste Erregung vermieden werden mußte, wenn irgend eine Hoffnung auf das Gelingen gefaßt werden sollte.

Mit der Landung beider auf Lemnos beginnt die Tragödie, und da Philoktetes, wenn auch von schweren Leiden gequält, doch furchtbar und geradezu unnahbar für einen gewaltsamen Angriff war, weil er die Pfeile des Herakles hatte, so sollte List helfen. Odysseus konnte nicht wagen, selbst vor Philoktetes hinzutreten, da er befürchten mußte erkannt zu werden, und darum gibt er dem Neoptolemos, dessen Heldennatur, zumal in dem ganz jugendlichen Alter, List und Berückung eben so fremd als zuwider sind Anleitung, den Philoktetes zu belisten, und wacht darüber. Das hohe Ziel, welches erreicht werden soll, vermag es über den Jüngling, sich in die ihm so ganz unangemeßene Lage zu versetzen, und so beginnt ein einfaches aber lebendiges Spiel, ganz geeignet, die beiden Seiten der Idee, welche darzustellen ist, nämlich die Seite der Nothwendigkeit, daß Philoktetes dem gemeinsamen Vaterland helfe, und

die andere, daß der Tiefgedränkte widerstrebt, klar und bestimmt hervortreten zu lassen. Wenn sich ein offener gerader Heldenjüngling herbeiläßt zur Ausführung täuschender List, die seinem ganzen Wesen fremd und zuwider ist, so kann dies nur geschehen, weil er die Überzeugung gewonnen hat, das hohe Ziel der Besiegung des Feindes könne nur errungen werden, wenn, dem Orakelspruche gemäß, die verhängnißvollen Geschosse nebst Philoktetes herbeigeschafft würden. Hätte Tapferkeit durch eine glänzende Heldenthat dasselbe Ziel erreichen können, nicht würde der Jüngling das verhaßte Thun auf sich genommen, sondern das Ziel erstürmt haben *).

---

*) Vielleicht könnte es sonderbar scheinen, daß Neoptolemos, welchem doch Odysseus mitgetheilt hatte, daß Philoktetes wegen der Störung der Opfer in Lemnos ausgesetzt und verlaßen worden war, nie im Laufe des Stücks darauf kommt, ihm dies zu Gemüth zu führen und dadurch die Schuld derer, gegen welche der leidende Held erbittert war, zu verringern. Aber abgesehen davon, daß Neoptolemus als jugendlicher Held, zu Redekünsten wenig geneigt, von zwei verschiedenen Seiten in Anspruch genommen, einerseits nämlich von der Ausführung der für ihn drückenden List, andererseits von dem Mitleid, welches ihm der Unglückliche, den er täuschte, einflößt, so würde bei der Anlage und Ausführung dieses Stücks, für diesen Grund kein Raum gewesen seyn, wo er von Gewicht hätte erscheinen können. Einem so verlaßenen Manne gegenüber, welcher so schwer litt und die tiefste Erbitterung gegen die hegte, welche er als die Urheber seiner Lage ansah, war

Einem so edlen Jünglinge gegenüber, welcher für das Gelingen einer großen Unternehmung seines Volkes sich dem Widrigen fügt, und so ein schönes Bild der vollen Ergebenheit gegen das gemeinsame Vaterland darstellt, würde Philoktetes mit seinem unbeugsamen Zorne, welcher nur an der ihm angethanen Beleidigung nagt und aus ihr fort und fort noch nach einer langen Reihe von Jahren die giftige Nahrung des Haßes saugt, alles Vergeßens und Verzeihens unfähig, abstoßend und unedel dastehen, wäre dieses starre und bittere Wesen nicht gehörig in seinen Beweggründen entwickelt. Dieses jedoch hat der Dichter mit den geeignetsten und stärksten Mitteln bewerkstelligt, welche ein Bild des unglücklichen

---

der Grund, daß diese ihn entfernt hätten, um bei den Opfern nicht gestört zu werden, viel zu schwach, da er ja die gänzliche Verlaßung und die völlige Unbesorgtheit um seine Lage nicht zugleich entschuldigen konnte. Hätte auch letzteres in einem milderen Lichte dargestellt werden sollen, so hätte es einer sehr gewandten, kunstreichen Rede bedurft, wie sie vielleicht Odysseus bei Euripides gehalten hat, wo Philoktetes dazu nicht in so trostloser Verlaßenheit, wie bei Sophokles erschien, wie aber Neoptolemos sie nicht halten konnte. Eine derartige Rede des Odysseus aber würde sich bei Sophokles mit der ganzen Anlage des Stücks allzuschlecht oder vielmehr gar nicht vertragen haben, wie überhaupt Entscheidungen durch gewandte Wortgefechte sich für Euripides eignen, sich aber mit den edleren und höheren Beweggründen bei Sophokles nicht vertragen.

Mannes geben, dem statt Abneigung Mitleid zu Theil wird. Nicht nur wie er in traurigster und hülflosester Verlaßenheit, ärmlich mit seinem quälenden Schmerz in einer öden Grotte haußt und sich mühsam hinausschleppt, dürftige Nahrung mit Bogen und Pfeil zu erhaschen, von nichts gelabt als dem Wasser eines Quells, wird eindringlich dargestellt, sondern seine Qualen, die nicht lange rasten, ergreifen ihn vor den Augen des Neoptolemos, und brechen, welche Gewalt auch der Held von starker Seele anwendet, sie niederzuhalten, sie diesmal niederzuhalten, weil er von ihrem Ausbruch in diesem Augenblick ein Vernichten gefaßter Hoffnungen befürchtet, dennoch unaufhaltsam los, zwingen ihm Jammertöne ab und reißen ihn zu Boden, bis der wohlthätige Schlummer den Schrecklichgequälten in das Vergeßen der Leiden einwiegt.

Sehen wir den unglücklichen Mann dem Elend bis zu dieser Stufe hingegeben, hingegeben so viele Jahre, ohne daß er eine Rettung finden konnte, vielmehr jedesmal getäuscht, wenn Schiffer an Lemnos anlegten und er durch sie einen Hülferuf in die Heimath sandte, so werden wir nicht erwarten, daß er einer ruhigen Erörterung Raum gebe, und sich durch sie zu großmüthigen und edeln Empfindungen hinführen laße. Wir erwarten

nicht von der wunden Seele, die den Becher des Leidens bis auf die Hefe geleert hat, die ruhige Kraft, welche die menschlichen Dinge nach ihrem wahren Maaße mißt und sich die Gereiztheit der Stimmung fern hält, damit sie kein falsches Gewicht in die Wagschale werfe. So werden die leiblichen Leiden des Philoktetes nicht auf die Bühne gebracht, um einen Augenblick des Jammers lediglich um sein selbst willen darzustellen, sondern sie dienen, wie überall, wo die Kunst ihrer Würde nicht vergißt, einem höheren Zweck, d. h. es tritt in ihnen die Beziehung auf ein Geistiges hervor. Ohne diese würde die Kunst, je genauer und stärker sie zeichnet und je mehr sie sich als sichere Kunstfertigkeit bewährt, um so mehr das Gemüth mit einem drückenden Mitleid belasten. Freilich bietet sich hier ein wesentlicher Unterschied zwischen den verschiedenen Künsten selbst dar, denn wenn ein Gemälde nur Leiden ohne irgend eine Verklärung oder einen tröstlichen Ausweg darstellt, so fehlt die Erhebung, welche die Kunst gewähren soll, durchaus, und das Leiden dringt ohne Milderung mit aller Schärfe auf uns ein. Minder scharf geschieht dies bei der bloßen Erzählung von solchen Leiden, vermöge der Beschaffenheit unserer Auffaßung, wiewohl auch hier die Vorstellung leicht sogar bis zum Widerlichen gelangen kann,

wovon man sich z. B. durch die Ekelschilderung der Pest in Bulwer's Cola Rienzi eindringlich belehren mag, so wie man sich bei Manzoni's Pestschilderung, die an wahrer Stärke die Bulwer'sche weit überragt, davon belehren kann, was bei allen Schrecken solcher Schilderungen doch eine versöhnende Erhebung gewährt*). Bei der Darstellung auf der Bühne, wo freilich die

*) In Manzoni's herrlichem Werke bilden die Schrecken der Pest mit den Leiden der Menschen, welche menschliche Gewaltsamkeit und Zügellosigkeit ihnen anthun, ein Gesammtbild eines furchtbaren Zustandes. Natur und Menschen, alles tobt durcheinander, daß kein Entrinnen aus dem Jammer möglich scheint, aber doch zeigt sich ein Stern am Himmel, dessen Strahlen das wilde Wogen dieses Meers von Unglück sänftigt und Trost gewährt, der Stern der Religion und der Liebe. Als menschliche Zügellosigkeit bis zum äußersten und frechsten Frevel geschritten war, erschüttert der fromme Borromeo das wilde, sündensatte Herz des furchtbarsten der damaligen Gewaltmenschen und in der Pest ist aufopfernde Liebe und wahre Religion durch Liebesthätigkeit der Stern, welcher das Auge tröstend von den Schrecken der Erde und sie mildernd in ein reines Gebiet blicken läßt. Bei Bulwer dagegen ist die Beschreibung der Pest, welche die des Manzoni zu überbieten sucht, ein Einschiebsel, welches Gräuliches darbietet, ohne mit dem Ganzen sich zu verbinden und sich auf seine Idee zu beziehen. Doch wäre Bulwer selbst ein Mann von dichterischem Herzen wie Manzoni, so dürfte man seine Werke doch nicht mit denen dieses letzteren, deßen edler Herzschlag in allen seinen Darstellungen wahrnehmbar ist, vergleichen, weil Bücher, welche, wie die Bulwerschen, wie zum Gelderwerb geschrieben werden, gewöhnlich mehr Werke des Trachtens als des Dichtens sind.

Dinge stark hervortreten, können diese einerseits mit denen, welche das Gemälde darstellt, verglichen werden, andrerseits aber ist das Verhältniß ein solches, daß die Wirkung beider nicht mit einander verglichen werden darf. In dem Gemälde ist der Augenblick und nur dieser allein festgehalten, und was er wirkt, wirkt er für immer; auf der Bühne aber verdrängt ein Augenblick den andern im Fortschritt der Handlung, das Nächste nimmt uns in Anspruch und läßt so das Vorhergehende uns nicht mit seiner ganzen Schärfe verfolgen. Erst mit der Beendigung der ganzen Darstellung auf der Bühne schließt sich das dem Auge hintereinander Vorgeführte zu einem ganzen Bilde ab, in welchem alles Einzelne eben so in dem Gedanken des Ganzen aufgeht, wie bei dem Gemälde alle die Züge, welche angewendet worden, um den gewählten Augenblick zur Erscheinung zu bringen.

Die Schmerzen, welche Philoktetes vor den Augen des Zuschauers so schrecklich zerquälen, sind noch nicht einmal das, was das Mitleid am höchsten in dieser Darstellung steigert, denn kaum verläßt den Unglücklichen der kurze Schlummer, so dringt ein anderes noch drohenderes Übel auf ihn ein. Von Odysseus angeleitet, hatte Neoptolemos den Philoktetes mit der falschen Kunde

berückt, daß er von dem Troischen Kriege in seine Heimath eile, weil man ihm seines Vaters Waffen, die als Preis dem Odysseus zu Theil geworden, vorenthalte und sein angeblicher Haß gegen die Atriden und Odysseus hatte ihn dem Unglücklichen schnell in das innigste Vertrauen gebracht. Er hatte ihn angefleht, ihn aus seiner jammervollen Lage in die Heimath zu retten, hatte das Versprechen erhalten und ihm selbst das Herakleische Geschoß auf sein Begehren gegeben. Nun nach dem Erwachen aus dem Schlafe, in welchen ihn das Übermaaß des Schmerzes gesenkt hatte, als er mit Freuden sieht, daß Neoptolemos ihn nicht verlaßen hatte, muß er das Schlimmste vernehmen, daß er von dem jungen Helden getäuscht sey, und daß dieser ihn nach Troja bringen will, wie er ihm selbst entdeckt, da er es nicht länger erträgt, den Unglücklichen zu betrügen. Aber obgleich er ihm in Troja die Heiluug von seinem Übel verspricht, dennoch will Philoktetes nichts davon hören, sondern begehrt sein Geschoß zurück, und zeigt sich unter Verwünschungen und Klagen entschloßen, lieber, des letzten Mittels zur Herbeischaffung von Nahrung und zum Schutz vor wilden Thieren beraubt, hinzuschmachten und zu verderben, als nach Troja zu ziehen und den verhaßten Heerführern zu helfen. Hier, wo ein edler junger Held

sich Zwang anthut, wie tief er auch das Unwürdige seines Thuns empfindet und wie sehr ihn auch Mitleid mit dem bejammernswerthen Manne erschüttert, um der Gesammtheit und dem Ruhme des Vaterlandes zu dienen, würde Philoktetes, nachdem ihm selbst Heilung versprochen war, in seinem hartnäckigen Haße gegen die, von welchen er dem Elende preisgegeben zu seyn glaubte, abstoßend erscheinen, hätte man ihn nicht so eben schwer leiden sehen, und müßte nicht die Entdeckung der neuen ihm von der verhaßten Seite her angethanen Täuschung einen Unglücklichen in einer solchen Lage erbittern, statt daß er einem versöhnenden Gedanken Raum geben könnte.

Ehe noch diese neue schmerzliche Erschütterung des Philoktetes in ihren Schwingungen aufgehört hat, in dem Augenblicke, wo Neoptolemos schwankt, von Mitleid und der Unwürdigkeit des Trugs überwältigt, bringt das Aufregendste auf den heftig bewegten Mann ein; der ihm verhaßteste aller Sterblichen, Odysseus tritt auf*) und wehrlos muß er diesen den Neoptolemos

*) Gerade darin, daß Neoptolemos zur Täuschung des Philoktetes sich für schwer gekränkt durch Odysseus ausgab, wodurch derselbe dem Haßenden nicht nur wieder recht vor die Seele geführt ward, sondern auch in seinen Augen an

schelten hören, daß er im Begriff steht, das Herakleische Geschoß zurückzugeben. Erkennen muß er, daß dieser die List angefangen hat und sie überwacht, und als er heftiger in den Neoptolemos dringt um Rückgabe seines Geschoßes, muß er sich von Odysseus, den mit seinem Geschoße niederstrecken zu können, ihm süße Rache wäre, zurückweißen hören und die Drohung vernehmen, daß er sogar ihn selbst mit Gewalt nach Troja schaffen werde. Da faßt die letzte Verzweiflung den Unglücklichen, so daß er sich von dem Felsen hinabstürzen will, sein elendes Leben zu enden, aber der verhaßte Odysseus läßt ihn anfaßen und festhalten, so daß ihm nichts bleibt als die

Gehäßigkeit wachsen mußte, liegt ein guter Zug, welcher uns die steigende, oder wenn man es lieber so nennen will, die beharrliche Unnachgiebigkeit des Philoktetes in dem, was man an ihr natürlich nennen kann, erklären hilft. Tritt nach der Auffrischung alten nie erloschenen Haßes und seiner Verstärkung durch Mittheilung neuer Züge seines haßenswerthen Verfahrens gegen solche, die uns edel erscheinen, der Gehaßte plötzlich und zwar mit einem Anschlag gegen uns auf, so kann es kaum anders seyn, als daß der Augenblick das Gemüth überwältige. In einer Lage wie die des Philoktetes läßt sich aber nichts anders erwarten, als jene maaßlose Rachsucht, welche der erbitterten Ohnmacht eigen zu seyn pflegt. Ein Zureden von Seiten des Odysseus auf eine freundliche Weise und Geltendmachung von Gründen würde an dieser Stelle sich nicht geeignet haben.

ohnmächtige Schmähung und der Ruf zu den Göttern um Rache. Odysseus, sinnend, wie er dennoch den Erbitterten bewege, nach Troja zu folgen, befiehlt ihn loszulaßen, damit er allein verlaßen auf Lemnos bleibe, weil ja Teukros im Heere vor Troja ein guter Bogenschütze sey, welcher das Herakleische Geschoß anwenden könne, ja er selbst, sagt er, wolle Troja damit erobern und die Ehre und den Ruhm, welchen Philoktetes hätte haben sollen, erwerben. So kränkend auch dieser Gedanke für den Unglücklichen ist, dennoch vermag er nicht nachzugeben und des Odysseus letzte List scheitert somit und er wandert zum Schiffe zurück nebst Neoptolemos, den Philoktetes seiner Verzweiflung und seinen Klagen überlaßend.

Nachdem in dieser Weise die Unbeugsamkeit des Philoktetes vollständig erörtert, und obgleich sie für sich allein genommen theils abstoßend, theils unvernünftig wäre, ihm dennoch unser Mitleid vom ersten bis zum letzten Augenblick zugewendet bleibt und mit jeder neuen Wendung gesteigert wird, nimmt die Sache plötzlich einen Verlauf, welcher alles, was Odysseus und Neoptolemos gethan, zu einem vergeblich gewagten Versuch macht und den Philoktetes ganz und gar seiner alten traurigen Lage zurück gibt. Neoptolemos nämlich ver-

mag nicht mehr der Scham, womit sein trügerisches Thun ihn erfüllt und dem Mitleid, welches der unglückliche Betrogene ihm eingeflößt hat, zu widerstehen, und eilt zu demselben zurück, ihm sein Geschoß wieder zuzustellen, was er auch thut, obgleich Odysseus ihm nacheilt und keine Drohung spart, um ihn davon abzuhalten. So erhält Philoktetes das Geschoß zurück, und Neoptolemos muß ihn zurückhalten, damit er nicht in seinem Haße den Odysseus damit niederstrecke. Zwar versuchte Neoptolemos auch jetzt noch den hartnäckigen Mann zu bewegen, daß er ihm nach Troja folge, aber trotz dem, daß des Jünglings Reue und edles Benehmen, welches ihn plötzlich aus einer verzweifelten Lage riß, einen günstigen Eindruck auf ihn gemacht hatte, und er sogar die Zumuthung in diesem geeigneten Augenblicke der Erwägung unterzieht, dennoch siegt der langgenährte, tiefgewurzelte Haß. Er gibt nicht nur nicht nach, sondern sucht selbst den Jüngling von dem Heere vor Troja abzuwenden und verlangt, daß dieser ihn in die Heimath bringen solle, wie er vorher, um ihn zu täuschen, gelobt hatte. Neoptolemos ist auch dazu bereit, indem er sich durch sein Versprechen gebunden glaubt, und schon wollen sie ziehen, als der vergötterte Heros Herakles erscheint vom Sitze des Himmels und den Willen des

Zeus verkündet, daß Philoktetes nach Troja ziehen, dort Heilung erhalten und seinem Volke in der ruhmreichen Unternehmung gegen den Feind helfen solle. Er thut dies mit der Weisung, die Frömmigkeit gegen die Götter nie außer Acht zu lassen, und Philoktetes fügt sich dem Befehle des Himmels ohne Widerrede, so daß da, wo ein menschlicher Widerstreit unauflöslich geworden war, dieser, als die letzte Hoffnung zur Ausgleichung dahin ist, plötzlich von der Gottheit geschlichtet wird.

Ob ein solches Eingreifen in die Dinge durch eine göttliche Erscheinung zweckmäßig oder nicht sey, ist eine Frage, welche wahrscheinlich dahin beantwortet werden muß, daß es nicht überall und nicht immer zweckmäßig sey, und daß es nur an der rechten Stelle sey, wo der Glaube an eine solche Erscheinung nicht mehr unmöglich ist. Gewiß kommt es dabei auch auf die Art der Erscheinung, die Zeit, in welche sie versetzt wird, und den Gehalt des Stoffes an, und auf die ganze Gestalt, welche diesem gegeben wird. Wahre Dichtkunst übt eine Zaubergewalt über die Stimmung der Menschen, weil sie die Einbildungskraft erregt und durch sie auf die Empfindungen wirkt; die Einbildungskraft aber ist ein unberechenbares Gebiet, in welchem dem Rufe des

Meisters unterthan alle Wunder auf seinen Ruf erscheinen*). Der Sinn solcher Eingriffe von oben aber ist gewiß schön und zweckmäßig, wenn es in dem statt findet, was das dem Menschen Heilige betrifft und was besser als auf einem Gebote des Himmels beruhend betrachtet wird, als daß es dem wandelbaren Urtheile des leidenschaftlichen oder betheiligten Einzelwesens überlassen bleibt. Unter dieses Heilige sind sicherlich die Beziehun-

*) In Göthe's Faust sehen wir den Mephistopheles, ohne daß unser Verstand eine Einsprache thut, und im Peter Schlemihl finden wir das Aufrollen und Einstecken seines Schattens nicht unsinnig, weil wir nicht daran in der Wirklichkeit glauben, sondern es gefällt unserer Einbildungskraft, und für sie wird es zu einer Wirklichkeit. Der mannigfaltige Spuk in Hofmanns Dichtungen stößt nie unsere Theilnahme zurück, weil wir ihm das Daseyn in der Wirklichkeit des Lebens absprechen, sondern was diese öfters mindert, ist, daß wir die Absicht des Spuks zuweilen als zweite störende Gestalt neben demselben auftreten und diesen manchmal in den Schatten stellen sehen. Wenn die Dichtung des Zanoni eher wunderlich als anziehend erscheinen sollte, so liegt es nicht in dem unglaublichen Wunderbaren dieser Dichtung, sondern darin, daß dieses nicht von der Schwungkraft des Wunderbaren getragen wird, vielmehr in dem alltäglichen Schritte des gemeinen Romangangs langsam am Boden wandelt. Eins aber vermag keine Darstellung zu erreichen, nämlich die alten Götter im Ernste zu einem Wunderbaren in der christlichen Welt zu verwenden, und in den Lusiaden ergibt sich dies nur als ein kalter Versuch dichterischer Sprache und Ausschmückung.

gen zum Vaterlande zu rechnen, zumal waren sie es bei den Griechen und Römern, so daß die Verletzung des Vaterlandes unter die größten Frevel gerechnet ward. Auf dem Wege des grübelnden Verstandes kann es hierin eben so gut, wie in andern geheiligten Verhältnißen, eine Beurtheilung einzelner Fälle von besonderer Eigenthümlichkeit geben, welche scharfsinnig ausgedacht und nach einer Seite hin folgerichtig sachgemäß erscheint, dabei aber den Boden der heiligen Pflicht schwankend macht, daß nichts mehr mit Sicherheit auf ihm ruht. Niemand wird in Abrede stellen, daß das Gefühl der Heiligkeit eines Verhältnißes und der Glaube, der Himmel befehle und beschirme es, eine festere Schutzwehr für dasselbe sey, als die bloße Nachweisung seiner Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit, welcher sich in besonderen Fällen und Lagen Nachweisungen anderer Art von Betheiligten entgegenstellen laßen. Nahm auch in Griechenland der Staat seine Bürger in allen Dingen, welche der Staat auszurichten hat, in Anspruch, und gab es auch einen festen und stolzen Bürgersinn, so war doch gerade der Grieche unter den Völkern der alten Welt nicht erst Bürger und dann Mensch, sondern umgekehrt stand der Mensch über dem Bürger, und der Grieche unterschied nur zwischen edler Bildung und Rohheit,

zwischen der Würde und Freiheit und der Knechtschaft, nicht abhängig von dem unvernünftigen Völkerhaße und nicht verwildert und verdumpft durch Fanatismus, weßhalb in seinen Geisteswerken das Bild der Menschheit rein, ohne störende Zusätze erscheint. Gerade aber in Darstellungen eines reinen freien menschlichen Daseyns, welches nicht in dem Nebel dumpfer Geistesknechtschaft gefeßelt liegt, erscheint die Unterordnung des Menschen unter ein Höheres um so edler und würdiger, als der sich Unterordnende selbst edel und würdig ist. Wo jedoch der Widerstreit menschlicher Ansichten in dem Sittlichen zu einem unauflöslichen Widerspruch gediehen ist, oder der Mensch sich selbst außer Stande fühlt eine ernste Verwickelung des Sittlichen genügend zu entscheiden, da bleibt ihm nichts übrig, als die Berufung auf ein Höheres, was er im Glauben anerkennt. Der Entscheidung des Himmels fügt sich der Mensch, ohne sich für gedemüthigt zu halten, und so lange Frömmigkeit und Glauben herrschen, greift er das vom Himmel Geheiligte nicht mit scharfsinnigen oder spitzfindigen Erörterungen an. Vor allem ist solche Entscheidung der Dichtkunst zuträglich, welche den Geist in höhere Stimmung versetzt und zu dem Gefühle spricht, jeden edlen Schwung desselben zur Thätigkeit anregend. So erscheint es denn weit

edler und erhabener, daß Philoktetes, nachdem sein Haß allen Versuchungen zur Milderung widerstanden und er sogar einen guten Ausgang in demselben erreicht zu haben glaubt, plötzlich auf ein Götterwort diesen fahren läßt und seinem Volke im Kampfe gegen die verletzte Heiligkeit des Gastrechts und schnöden Ehebruch zu Hülfe zieht, als wenn er durch Gründe des Verstandes und Erwägung der aus seiner Handlung ihm erwachsenden Vortheile dazu bewogen worden wäre. Athen hatte zur Zeit des Sophokles einen Fall, welcher die Frage von dem Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit stark anging, nämlich das Verhältniß des geflüchteten Alkibiades zu seiner Vaterstadt in dem schweren Peloponnesischen Kriege. Seine Rückkehr trifft in der Zeit des Sophokleischen Stücks, welches im dritten Jahre der 92 Olympiade aufgeführt ward. Ob dieses Verhältniß bei dem Dichter auf die Behandlung des Stoffes oder die Wahl desselben irgend wie einen Einfluß gehabt habe, läßt sich aus keiner Stelle des Stückes erkennen, und es wäre daher ein müßige und vergebliche Behauptung, so etwas vorzugeben, zumal da auch Aeschylus und Euripides diesen Stoff behandelten und Sophokles einen Philoktetes in Troja ebenfalls dichtete, was zeigt, daß sich die Bühnendichtung dieses Stoffes bemächtigt

hatte, ohne daß eine äußere Veranlaßung dazu nöthig war*).

Wir haben noch das Wesen des Odysseus, als des Dritten, der in diesem Stücke handelt, zu betrachten. Leicht pflegt sich bei listigem, schlauem Thun ein Gefühl des Unedlen einzuschleichen**), aber die Homerische Dich-

---

*) In den erhaltenen Stücken des Sophokles läßt sich überhaupt nichts nachweisen, was auf Zeitumstände, als durch sie hervorgerufen, gedeutet werden könnte. Daß ein Dichter in seiner Zeit lebe, wie jeder andere Mensch auch, und daß die Ereigniße nicht spurlos an ihm vorübergehen, ist gewiß, aber von da bis zur Bestimmung durch Zeitereigniße oder zu Andeutungen der Gesinnungen in denselben ist ein weiter Weg. Nicht eine einzige sichere zur Ueberzeugung führende Stelle ist bis jetzt in dieser Hinsicht nachgewiesen worden. Anders steht es mit dem alten Lustspiel der Athener, welches sich unmittelbar mit dem wirklichen Leben und Treiben befaßte und darauf einzuwirken suchte. Da sehen wir Aristophanes mit allen Mitteln des Witzes und einer reichen Fülle von Einbildungskraft den verderblichen Richtungen in Athen mit dem Ernste einer tüchtigen Seele und einem edlen Feuer für das Gute und Rechte kräftig entgegentreten.

**) Nimmt man die Worte, welche Sophokles den Odysseus aussprechen läßt, Vers 111: „wenn du etwas zu Gewinn thust, ziemt es nicht zu zaudern" außer dem Zusammenhange, so könnte man glauben, Odysseus hege den schlechten Grundsatz, man dürfe alles, auch das Schlechteste thun, sobald es einen Nutzen bringe. Da nun aber Odysseus einen solchen Grundsatz weder bei Homer noch bei Sophokles befolgt, so sind wir nicht berechtigt, ihm aus diesen Worten eine solche Denkart anzudichten, und müßen sie in einem milderen eingeschränkteren Sinne

tung wußte den Odysseus so zu bilden, daß dieses nicht aufkommt, und ihr folgte Sophokles im Ajas sowohl als im Philoktetes. Wir sehen ihn streng gerichtet auf das, was zu thun ist, und dem Ziele zustrebend, ohne daß Rücksichten ihn irren oder sein Gefühl ihm hinderlich wird. Freilich erscheint das Mitleid, welches Neoptolemos dem Philoktetes beweißt, dem Gefühl wohlthuender, als das Verfolgen des Zweckes bei Odysseus, dennoch aber steht dieser als ein vorzüglicher Mann da. Seiner Klugheit ist das schwere Werk aufgetragen, den beleidigten Held zu überlisten und zum Heere zu schaffen, und bereitwillig hat er diese Aufgabe übernommen, und wie er stets unverdroßen wirkt und sich rastlos bemüht, wo es gilt, das große Unternehmen des Vaterlandes zu fördern, so sehen wir ihn auch hier wachsam alle Maaßnahmen ergreifen, welche die Sache zuläßt. Sich in vergebliche Gefahr stürzen treibt den Klugen kein ungestümer Muth, da ihn nicht der eigene Ruhm in seinem Thun lenkt, sondern er nur das Ziel, welches erreicht

---

nehmen. Sagt doch auch der Jüngling Orestes in der Elektra, welcher nicht als ein Bild der Schlauheit oder der Lebenserfahrung aufgestellt ist, „ich halte kein Wort, wenn Gewinn dabei ist, für schlecht," und meint es nur in seinem Sinne, nicht in dem weitesten und allgemeinsten.

werden muß, erstrebt. Als es dazu kommt, daß er dem Philoktetes gegenüber steht, so bricht deßen bitterer Haß gegen ihn los, und in solchen Verwünschungen, daß er zum Zorne gereizt werden konnte, aber keine Regung eines gekränkten Gefühles macht sich bemerklich, denn nicht an sich denkt er, sondern wie er das Werk, von deßen Gelingen die Überwindung Troja's abhängt, erreichen möge. Ebenso als Neoptolemos das Geschoß zurückgeben will, wendet er noch alles an, dieses abzuhalten, ohne zu irgend einem unbesonnenen raschen Schritt, der schlimme Folgen hätte haben können, durch den wichtigen Augenblick hingerißen zu werden. So haben wir in ihm ein erfreuliches Bild eines Mannes von Muth und richtiger Thätigkeit, die klug und unverdroßen wirkt, und zwar eines edeln Mannes, welcher nicht schlau nach dem eignen Vortheil späht, sondern der Gesammtheit und ihren unabweislichen Angelegenheiten mit Eifer dient, sich mit Klugheit und Entschloßenheit allem unterziehend, was den Zweck fördern kann, und sich selbst diesem nachsetzend. Betrachten wir ihn gegenüber dem Philoktetes, so geben beide ein glückliches Bild in Hinsicht auf künstlerische Stellung der Gestalten, denn der seinem Volke und deßen Zwecken so ganz ergebene Held läßt den ihm gegenüberstehenden, ihn vergeblich schmä-

henden Helden scharf hervortreten in seinem kranken Haße und dem zähen Festhalten an einer Beleidigung, wofür er seine Behandlung nahm, obgleich die Störung der Opfer ihr zur Entschuldigung gereichen konnte. Einander gegenüber stehen der Mann, wie er in Beziehung auf das Vaterland seyn sollte, und der Mann, welcher diese Stellung nicht erkennt. Eben so ist es ein schönes Bild, wenn wir Odysseus und Neoptolemos in ihrer Zusammenstellung betrachten. Der edle Heldenjüngling, gelenkt von der Hand des klugen Mannes und ihm treu ergeben in Erkennung des hohen Zweckes, bis er, von seinem Herzen getrieben, der leitenden Hand entrinnt und dran geht, deßen wohlüberdachtes Thun, als es dem Gelingen schon bedeutend nahe war, zu nichte zu machen. Rührend und kräftig zugleich ist das Bild, wann Neoptolemos dem Philoktetes gegenüber steht, der edle Jüngling sich überwindend den Unglücklichen zu belisten, sein Vertrauen gewinnend und täuschend und dann von Mitleid ergriffen sich seiner erbarmend. Auch durch seine Gegenüberstellung tritt des Philoktetes unrechte Gesinnung gegen sein Volk hervor, da der Jüngling ihn so sehr übertrifft an Eifer für das Gemeinsame.

Werthvoll wäre es für uns, wenn wir noch des Sophokles Philoktetes in Troja hätten, um zu sehen,

wie er diesen Helden nach seiner Versöhnung und Heilung auftreten ließ; für den Philoktetes auf Lemnos aber würden wir keine Einsicht daraus gewinnen können, weil Sophokles seine Stücke einzeln in sich beschloß und dichtete, nicht wie Aeschylus eine Sage in drei in sich zusammenhängenden Stücken durchführte. Darum besitzen wir in dem, was von Sophokles erhalten ist, immer ein abgerundetes Ganzes, was zu seiner Auffaßung keiner weitern Ergänzung bedarf.

König Oedipus.

Die tragische Sage, von welcher ein Theil in dem Trauerspiel König Oedipus zur Darstellung gekommen ist, hat einen Ausgangspunkt, welchen Sophokles unberührt gelaßen hat, während er in der Elektra die alten Gräuel des Pelopshauses benutzt, um dem gegenwärtigen Unheil dadurch einen dunkeln Hintergrund zu geben und den Schauer zu vermehren. Laios, des Labdakos Sohn, der König von Theben, wird als der genannt,

welcher die Knabenliebe aufgebracht und durch seinen Frevel die Ehegöttin Here erzürnte, so daß ihm seine Gattin Jokaste keine Kinder gebahr. Als er diese sich wünschend, das Orakel zu Delphi um Rath fragte, ward ihm die Antwort, wenn er einen Sohn erzeuge, werde derselbe einst den Vater tödten und die Mutter freien. In dieser Dichtung sehen wir, daß der, welcher an der Natur und ihrem in dem Ehebund aufgestellten sittlichen Gesetze gefrevelt, des Segens der Ehe nicht theilhaft seyn sollte, würde er aber gleichsam der Gottheit zum Trotz es dennoch erlangen, dieses Segens theilhaft zu werden, so sollte ihm derselbe zum Fluch werden, und des Laios Ehe ihm den Tod und dazu seinem Weibe die Blutschande bringen, denn er hatte die Natur verkehrt, und verkehrt sollte sie in seinem Hause und Geschlechte seyn, damit der Fluch der Unnatur in seiner ganzen Schrecklichkeit vor Augen stehe. Trotz der ernsten Warnung des Gottes, der die Zukunft sieht und den Menschen auf ihr Befragen verkündet, der aber ihr zukünftiges Geschick nicht verhängt, erzeugt Laios einen Sohn, und um der Weißagung zu entgehen, durchsticht er dem Kinde die Füße, bindet sie zusammen, und er mit Jokaste übergiebt es einem Hirten, um es auf dem Berge Kithäron auszusetzen, damit es den Tod finde. Der Hirte, mit-

leidiger als die Eltern, übergab es einem Hirten des Königs von Korinth, seinem Weidenachbar, und dieser brachte es seinem kinderlosen Herrn, der es an Sohnes Statt annahm und es zum Erben seiner Herrschaft aufzog. So hatten denn Laios und Jokaste so nachläßig gehandelt, obgleich die Sache für sie von der höchsten Wichtigkeit war, wie keine andere, daß sie ein rechtes Bild menschlicher Kurzsichtigkeit und Nachläßigkeit sind. Die Betrachtung, der Mensch sey zu schwach, sein Schicksal selbst zu lenken, und seine Zukunft enthüllt zu sehen, fromme ihm nicht, giebt sich in mehreren griechischen Sagen von Orakelsprüchen kund. Denn in ihnen sehen wir grade durch die Bemühung, das vorausgesagte Übel abzuwenden, dieses erst geschaffen und herbeigezogen, und erkennen in diesen Bemühungen Kurzsichtigkeit und übereiltes Urtheil. Diese Ansicht von der Weißagung der Zukunft, welche dem schwachen Menschen die ihm gebührende Bescheidenheit einschärft, indem sie ihm die Strafe seines verwegenen Vorwitzes im Bilde vorhält, und die nichts gemein hat mit der Erforschung des Götterwillens vor dem Beginn einer Unternehmung, zeigt sich auch in dieser Sage. Hätte Laios, als er dem auf ihm lastenden gerechten Fluche zum Trotz einen Sohn erzeugt hatte, nichts von der Zukunft gewußt und ihn

erzogen, so würde er schwerlich von des Sohnes Hand gefallen seyn, nimmer aber hätte dieser die Mutter gefreit. Durch des Kindes Tod hätten sie nun, da sie diese Zukunft zu wißen meinten, dem Übel entgehen können, und greifen auch nach diesem Mittel, aber nicht so, daß sie ihrer Sache gewiß sind, sondern mit thörichter Nachläßigkeit, welche das, wovon ein furchtbares Schicksal abhängt, dem Zufall preis giebt. Oedipus wächst heran, und hält sich für einen Sohn des Korinthischen Königs, bis einst ein Knabe gegen ihn ausspricht, er sey nicht ein wirklicher Sohn des Königs. Gereizt fragt er die Königin über sein Verhältniß, und als ihm keine befriedigende Antwort ward, machte er sich auf, um den Gott in Delphi zu befragen, wie es sich mit seinen Eltern verhalte, aber der Gott ertheilt ihm in dieser Hinsicht keine Antwort, sondern sagt ihm, er werde seinen Vater tödten und sich seiner Mutter vermählen. Durch diesen Spruch geschreckt, beschließt er Korinth zu meiden, und als er von Delphi weggehend an einen Dreiweg in Phokis gekommen war, begegnet ihm Laios auf einem Wagen, und es kommt über das Ausweichen aus dem Wege zu einem heftigen Haber, Laios schlägt den Oedipus, dieser wehrt sich, tödtet ihn und erschlägt im Zorn auch seine Leute bis auf einen, welcher sich noch rettet,

und in Theben die falsche Meldung macht, der König sey von Räubern erschlagen worden. In Theben aber hatte man andere große Noth, welche den Mord des Königs in den Hintergrund stellte, denn die Sphinx wüthete, die Menschen hinraffend, im Lande, und dieses Unheil war nur zu bannen, wenn einer das Räthsel, welches sie aufgab, lösen könnte. Kreon, der Bruder der Königin Jokaste, deßen Sohn die Lösung vergeblich versucht hatte, und als Opfer der Noth gefallen war, ließ ausrufen, wer das Land von der Sphinx befreie, solle die Hand der Königin und mit ihr die Herrschaft erhalten. Oedipus kam, lößte das Räthsel, die Sphinx starb, und er vermählte sich Jokasten und herrschte über Theben.

So hatte denn Oedipus den Vater erschlagen und sich der Mutter vermählt, wie der Gott zu Delphi es einst dem Laios geweißagt hatte, und wie es auch ihm geweißagt worden war. Hatte Laios kurzsichtig und nachläßig gehandelt, dergestalt, daß sein Thun das Übel selbst hervorrufen konnte, so verhält sich dieses mit Oedipus nicht anders, und auch er, obgleich scharfsinnig genug, das Räthsel der Sphinx zu lösen, ist zu kurzsichtig und unvermögend von der Kenntniß der Zukunft den Gewinn zu ziehen, daß er die drohenden Übel hätte vermeiden und sein Leben sicher bewahren können, und

grade dadurch, daß er den geweißagten Schrecknißen entgehen will, stürzt er sich in dieselben. Doch da des Oedipus trauriges Loos vom Orakel schon ausgesprochen ward, noch ehe derselbe gezeugt war, so kann es scheinen, als sey er von dem Verhängniße dazu bestimmt gewesen, so daß er als ein unschuldiges Wesen zum Unglück erkohren, demselben unmöglich entrinnen konnte, und vielmehr tückisch von dem Schicksal geneckt in den Abgrund gestoßen ward. Schicksal oder Vorherbestimmung, Zufall, menschliche Freiheit und Schuld durch Gebrauch derselben bildeten niemals eine klare folgerichtige Lehre in der Lebensansicht der Menschen, sondern laufen dunkel durcheinander, und die Aussprüche sogar derer, welche Gott und seine Eigenschaften zu kennen vorgeben, durch Offenbarung Gottes selbst belehrt, laufen darauf hinaus, daß Gottes Wege dunkel seyen, d. h. daß der Mensch die Wirklichkeit der Dinge, die sich begeben, nicht mit dem, was er Gerechtigkeit u. s. w. nennt, in Einklang zu bringen vermag. Ein weiter Spielraum aber ist für die Ansichten gegeben, von der schrecklichen Lehre der Erbsünde, und der schroffsten Prädestinationslehre an bis zur gänzlichen Verwerfung einer göttlichen Einwirkung auf die Menschenwelt; mit Würde aber kann sich die tragische Dichtung nur zwischen den äußersten Gränzen

bewegen, auf diesen selbst aber nicht gedeihen. Sehen wir einen Menschen, von dem Schicksal zu dem Verderben bestimmt, untergehen, so drückt ein solches Verhältniß, dem es an aller Sittlichkeit fehlt und das nur Schrecken einflößen kann, das Gemüth zu Boden und erfüllt es mit Bitterkeit oder Verzweiflung, statt es zu erheben und die Leidenschaften durch einen Blick auf eine sittliche Weltordnung zu reinigen. Auf der entgegengesetzten äußersten Gränze hat man nur, um so zu sagen, den todten Zufall, dem sich durch die Dichtung kein tragisches Leben einhauchen läßt. Hätte daher die Oedipussage uns einen Menschen hingestellt, welcher von den Göttern bestimmt war, den Vater zu morden und sich der Mutter zu vermählen, so wäre dieselbe nicht geeignet gewesen zu einer Tragödie würdiger Art, aber so lautet die Sage auch keineswegs. Laios ist ein Frevler, welcher bestraft wird, und das Weib, das ihm vermählt war, mit in das Unheil zieht, denn die Gemeinschaft mit dem Frevler bringt Verderben, wie die alte Tragödie es entschieden ausspricht. Da Laios an der Ehe gesündigt hatte, und trotz göttlicher Warnung dennoch einen Sohn erzeugte, so kehrt sich, was andern Menschen als ein Segen gilt, dieses als ein Fluch gegen die beiden Gatten, und das eigene Kind wird der Rächer

des väterlichen Frevels. Mag dieses immerhin ein schauerliches Bild seyn, so ist es doch keine Schicksals-geschichte niederdrückender Art, sondern die göttliche Gerechtigkeit schreitet gegen den Frevel ein mit verdienter Vergeltung. Aber der Sohn, der unglückliche Oedipus, das Werkzeug, deßen sich die Gottheit zur Strafe bedient, steht nun beklagenswerth da, und betrachtet man ihn allein, so hätte man allerdings einen von dem Schicksal ohne Schuld schon vor der Geburt zum Unglück bestimmten Menschen, und in Beziehung auf ihn würde dann die ganze Herbheit einer niederdrückenden Schicksalstragödie auf unserem Gemüthe lasten. Doch Sophokles hat uns eine solche Darstellung nicht gegeben, und in König Oedipus uns nicht ein willenloses Opfer des Schicksals hingestellt, das uns zeigen soll, daß alles Thun des Menschen im Voraus so bestimmt ist, daß er ohne allen freien Willen so und nicht anders handeln kann. Der Frevel des Laios wird gar nicht in dieser Tragödie erwähnt, (doch ist er nicht etwa später erdichtet worden, denn des Aeschylus Laios, der mit der Sphinx und dem Oedipus eine Trilogie bildete, muß ihn enthalten haben) und dieses ist bedeutend, weil Oedipus, von der göttlichen Gerechtigkeit bestimmt, den Laios zu bestrafen, nicht die Idee dieser Tragödie, als ihr Träger

in sich aufnehmen konnte, sondern diese eben nur in der Strafe des Laios bestanden hätte und in der Motivirung ihrer Nothwendigkeit. Oedipus dagegen würde ohngefähr in einem Verhältniß zu Laios gestanden haben, wie Orestes zu dem Frevel der Klytämnestra, so weit man nämlich solche Fälle, die speciell sehr verschieden sind, mit einander vergleichen darf. Es ist daher sehr wesentlich, daß Sophokles den schauerlichen Hintergrund, welchen des Laios Frevel ihm darbot, in dem König Oedipus unberührt läßt, denn mit der Berührung desselben würde er ein Element hereingezogen haben, welches mit der Idee dieses Stücks nicht in Einklang zu bringen gewesen wäre.

Als Idee tritt uns in dieser Tragödie nichts anders vor Augen, als die Schwachheit und Kurzsichtigkeit des Menschen, der unfähig ist, sein Schicksal selbst zu lenken, und daher dasselbe der Hand einer höheren Leitung überlaßen soll, den himmlischen Gesetzen treu in seinem Wandel und fromme Reinheit in allen Worten und Werken bewahrend, wie der Chor (863 flgg.) es ausspricht. Diesem schwachen Wesen frommt es nicht, die Zukunft zu wißen, sondern wie Jokaste (977 flgg.) sagt, was soll der Mensch fürchten, den das Geschick beherrscht, und dem keine wahre Zukunftskenntniß verliehen ward,

so daß es am besten ist, er lebt gradezu, wie er kann. Denn wenn auch die Gottheit, die alles Zukünftige sieht, dieses dem menschlichen Vorwitz offenbart, weit entfernt, daß der Belehrte nun die Kraft hätte, das ihm angesagte Leid zu vermeiden, wird er, unfähig sein Schicksal selbst zu lenken, durch sein verkehrtes Handeln grade in den Abgrund rennen, der ihm bezeichnet ist, statt ihn vermeiden. Die Lehre, welche demnach aus dieser Tragödie zu ziehen ist, mahnt den Menschen, sich der göttlichen Leitung in demüthiger Bescheidenheit hinzugeben und nicht vorwitzig in die Zukunft schauen zu wollen, da es doch keinem gelingen kann, damit etwas auszurichten. Besonders scharf tritt dieses dadurch hervor, daß Oedipus in dieser Hinsicht so schwach und weisheitslos dasteht, der doch der Sphinx gegenüber sich als der Weiseste bewährt hatte. Da sehen wir, daß Menschenwitz und Menschenweisheit, auch wenn sie noch so groß sind, sich nicht eignen das Menschenschicksal zu lenken, sondern daß dies der Götter Sache sey. Gemäß dieser Idee umfaßt die Tragödie aus dem Kreise der Sage nur als Stoff der Behandlung die zwei Orakelsprüche, den dem Laios und den dem Oedipus ertheilten, und was beide in Folge derselben thun, ohne im Mindesten zu bestimmen, wieweit dem göttlichen Walten gegenüber der freie Wille

des Menschen gelte, sich selbst zum Handeln bestimme, und von deßen Folgen als einem Ergebniß seiner eigenen Freiheit die Schuld zu tragen habe. Ob Laios und Oedipus, wenn sie das Orakel nicht gefragt, und hierauf für ihre Zukunft, die sie den Göttern hätten anheim stellen sollen, selbst gesorgt hätten, das Unglück, welches sie traf, dennoch hätten erleiden müßen, wird gar nicht berührt, sondern nur ihr Wahn, durch ihre Vorsorge der geweißagten Zukunft zu entgehen, als eine Thorheit hingestellt. Darin, daß ihr Thun in so wichtiger Sache große Nachläßigkeit zeigt, hat die Sage schwerlich etwas Besonderes gelegt, ist aber auch nicht als oberflächlich zu tadeln, denn da der Menschenwitz schlechtweg als unzulänglich in diesen Dingen erscheinen soll, so konnte es gar nicht darauf ankommen, denselben hier mit besonderer Feinheit wirken zu laßen. Laios erhält den Spruch, wenn er einen Sohn erzeuge, werde dieser ihn tödten und sich mit der Mutter vermählen. Zeugte er keine Kinder, so war er sicher, und tödtete er wirklich den Oedipus, als er ihn erzeugt hatte, so war die Gefahr vorüber. Der Thor begnügt sich, ihn aussetzen zu laßen, als ob auf diese Weise seine Erhaltung unmöglich sey, und er wird erhalten, wobei sich ihm das Schicksal auf das Günstigste erweißt, indem der König von Korinth

ihn als Sohn und Erben annimmt. Vergeblich, denn als ein Knabe ihn als untergeschoben erklärt, und die Antwort derer, die ihn allezeit liebevoll als Kind behandelt hatten, ihm nicht sicher genug erscheint, wendet er sich an den Gott zu Delphi, um zu erfahren, welche seine Eltern seyen, und erhält die Antwort, er werde seinen Vater tödten und sich der Mutter vermählen, und sofort beschließt er Korinth zu meiden, damit dieses nicht in Erfüllung gehe. Also vorher zweifelte er daran, daß der König von Korinth sein Vater sey, jetzt, ohne die geringste Belehrung darüber empfangen zu haben, betrachtet er ihn als solchen, und meidet ihn. Das ist wenigstens keine Vorsicht und kein Ernst, wie die schauerliche Weißagung erheischt hätte.

Doch der Dichter läßt das schwere Mißgeschick, obgleich die Schuld des Oedipus keine Schuld des Willens ist, nicht ohne alle andere Schuld als die der Menschenschwäche, die ihr Schicksal zu lenken unvermögend ist, hereinbrechen, sondern zeichnet den Oedipus als einen heftigen Mann, der rasch zufahrend in jähem Aufbrausen die Nachgiebigkeit nicht kennt, welche das Menschenleben unabläßig erfordert. Statt dem liebevollen Zureden derer, die ihn ihr Kind nannten und als solches behandelten, sich zu fügen, und auf der schönen Stufe zu

verharren, auf welche ihn ein günstiges Geschick gestellt hatte, rennt er in der Hitze der Aufregung nach Delphi, und beschließt dann rasch seine Wohlthäter nicht wieder zu sehen, von denen er doch nicht wußte, ob sie seine Eltern seyen. Als er von da durch Phokis zieht, begegnet ihm Laios, und beim Streit über das Ausweichen aus dem Wege, schlägt dieser zornig auf ihn und er zornig auf diesen, daß er todt niederstürzt, und in seinem Zorne schlägt er auch die Begleiter alle todt, bis auf einen, dem es gelingt zu entrinnen. Hätte er die empfangene Beleidigung mit weniger Heftigkeit bestraft, er hätte den Vater nicht gemordet, aber er war ein Mann von heißem Blut, unnachgiebig starr, wie ihn Sophokles in der Antigone nennt. Nach Theben gelangt, lößt er das Räthsel der Sphinx und erhält dafür die Hand Jokastens und mit ihr die Herrschaft, ruhmvoll als ein weiser und glücklicher Mann geltend; aber dieser Ruhm und dieses Glück war eine Ironie des Schicksals für ihn, denn daß er die Sphinx stürzte, stürzte ihn selbst, und die Gabe, die er für seinen Sieg erhielt, barg den bitteren Kern des Unheils in ihrer glänzenden Schaale, und seine höchste Weisheit, womit er einem dämonischen Wesen entgegen trat, zeigte sich als Strafe der vermeinten Weisheit, womit der Kurzsichtige dem Götterspruch ent-

gehen zu können vermeinte. An dem glänzendsten Menschenwitz offenbarte es sich, wie wenig der Mensch auf ihn bauen und sein Heil von ihm erwarten kann, und zugleich diente Oedipus zu einem belehrenden Beyspiel, daß man keinen glücklich preisen soll, so lange er auf Erden lebt, da es kein sicheres Menschenglück giebt. Nachdem Oedipus geraume Zeit über Theben geherrscht hat, bricht eine Seuche aus und verwüstet das Land, wogegen er keinen anderen Rath weiß, als daß er Jokastens Bruder Kreon nach Delphi schickt, um von dem Gotte das Mittel zu erfahren, welches der Noth zu steuern vermag. Bei dieser Lage der Dinge beginnt die Tragödie. Das Volk sucht Hülfe bei Oedipus und dieser meldet, was er gethan, und während er noch spricht, kommt Kreon zurück, und verkündet, der immer noch ungesühnte Mord des Laios sey der Grund dieser Seuche, die nicht weichen werde ohne Bestrafung des Mörders. Oedipus befiehlt nun, der Mörder solle sich melden und nicht durch Furcht abhalten laßen, denn es solle ihm keine härtere Strafe zu Theil werden, als daß er das Land verlaße. Wenn man ihn aber nicht höre, so sollte der Thäter von allen Menschen ausgestoßen seyn, und er wünsche demselben Verderben, so wie sich selbst, wenn er ihn wißend im Hause hege. Allen, welche in dieser Sache, die er mit

Heftigkeit ergreift, den Thäter zu verbergen suchen würden, flucht er das Ärgste, und bald tritt es mehr und mehr hervor, daß der Unglückliche den strengen Fluch über sich selbst ausgerufen hat. Die tragische Wirkung dieser Selbstverfluchung begleitet die Entwickelung, und mag den schwachen Menschen mahnen, der nicht weiß, wie viel Nachsicht er selber bedarf, minder rasch den Fluch über einen Fehlenden auszustoßen.

Um den Frevler zu entdecken, läßt Oedipus den blinden Seher Teiresias holen, der aber, als er vernahm, um was es sich handele, bestürzt wieder fortgehen will, da er des Laios Mörder erkannt hatte, jedoch den König schonen wollte. Dieses war unmöglich, denn des Oedipus Heftigkeit ließ keine Schonung zu, und statt vor dem Seher, dem geheiligten, der in des Gottes Hand ist, mit Scheu sich zurückzuhalten, fährt er heftig gegen ihn los und will ihn zur verlangten Mittheilung zwingen, ja zuletzt erklärt er ihn für den Anstifter des Mords, den er wohl selbst ausgeführt hätte, wenn er sehen könnte. Der gereizte Seher nennt ihn nun den Frevler, aber Oedipus heißt ihn blind an Geist und an Auge, er, der bald selbst des Augenlichts verlustig ging, und in rascher Hitze spricht er aus, Kreon habe den Seher durch Geld gewonnen zu so schnöder Anklage, um sich durch seinen Sturz

der Herrschaft zu bemächtigen, Teiresias aber sey ein Betrüger, der keine Kunst besitze, was sich gezeigt habe, indem er das Räthsel der Sphinx nicht lösen gekonnt. Erzürnt enthüllt Teiresias dem Erzürnten sein Geschick, worin er sich befindet und welches ihm bevorsteht. Als Kreon des Königs schmachvolle Beschuldigung vernommen, kommt er und der König redete ihn mit Heftigkeit an, als sey der argwöhnische Gedanken, der rasch in ihm aufgeschoßen war, eine bewiesene Sache. So verletzt der jähzornige, aufbrausende Mann, nachdem er sich an dem Seher schnöde vergangen hatte, den nächsten unschuldigen und ihm wohlwollend beistehenden Verwandten auf eine häßliche Art, das Gesetz der Gerechtigkeit, das für schlimme Beschuldigung einen Beweis verlangt, mit Füßen tretend. Wie bündig auch immer der Mißhandelte nachweißt, daß des Oedipus Argwohn, der nur auf Kreon's Rath, den Teiresias holen zu laßen, beruht, gar keinen vernünftigen Grund haben könne, vergeblich ist das verständige Wort dem vom Zorne Beherrschten gegenüber, und nicht aus dem Lande will er den Kreon stoßen, sondern ihn tödten. Erst als Jokaste, die den häßlichen Streit vernommen, auftritt, bringt sie es durch Zureden dahin, daß er den Kreon gehen läßt, der vor dem Weggehen das richtige Wort ausspricht: solcherlei Natu-

ren sind sich selbst durchaus am schlimmsten zu ertragen. Damit hat der Dichter das Hauptübel des Oedipus ausgesprochen, denn dieses bestand in dem aufbrausenden Gemüth, das statt hereinbrechende Uebel durch Geduld zu mildern, durch seine eigene Glut zu brennender Qual entzündete.

Wie nun Jokaste den Gemahl nach der Ursache seines Haders mit Kreon fragt, und hört, der Seher habe ihn den Mörder des Laios genannt, will sie ihn mit der Nichtigkeit der Orakelsprüche trösten, und erzählt den dem Laios ertheilten Ausspruch, der von des Sohnes Hand habe fallen sollen und nicht davon gefallen sey. Aber ihre Erzählung weckt in des Oedipus Seele bange Besorgniß, er forscht nach Ort und Stunde der Ermordung, und es ward ihm klar, daß er der Mörder sey, nur an der Sage, Laios sey von Räubern erschlagen worden, schimmert ihm noch ein Strahl der Hoffnung, und es soll nun der entronnene Diener, der bei Laios gewesen war, herbeigeschafft werden, und während nach diesem gesandt wird, erzählt er, warum er von Korinth nach Delphi gegangen und was sich dann begeben habe. Jokaste will den nun Zagenden davon abbringen, wenn der Diener nicht auf seiner früheren Rede, daß Räuber des Laios Mörder gewesen, beharren würde, diesem Glau-

ben zu schenken, weil er dann, als ein sich Widersprechender, keinen verdiene. Oedipus gibt ihr Recht, aber dennoch soll der Diener eilig geholt werden, denn in der bangen Ungewißheit ist er nach Aufklärung voll heftigen Verlangens. So hat auch Jokaste die Weißagungen geringgeschätzt, und möchte gerne jede Nachforschung eingestellt sehen, damit sie das Leben ruhig genießen könne, aber die Bangigkeit des Gatten treibt sie mit Opfer und Gebet sich dem Apollon, deßen Orakel sie als ein Werk seiner Diener so eben geschmäht hatte, zu nahen, und zu flehen, daß er die Bangigkeit, welche ihr Haus überschlichen hatte, scheuche. Denn wie Oedipus alsbald, nachdem er gegen den Seher aufgebraust war, von Angst befallen ward, so ist auch Jokaste, als sie kaum ihre Geringschätzung der Orakel ausgesprochen hatte, von einem unheimlichen Gefühle beschlichen worden, und beider unfrommer Ausbruch wird augenblicklich bestraft und sie zittern, von dem Hauche unsichtbarer Rachemacht angeweht. Gerade wie Klytämnestra's Gebet an Apollon in der Tragödie Elektra scheinbar erhört wird, so daß das heranschreitende Verderben in dem Schimmer gehofften Glückes erscheint und durch eine bittere Ironie des Schicksals dem furchtbaren Schlage ein kurzer Augenblick erquickender Sicherheit vorausgeht, damit er um so zer=

malmender treffe, eben so scheint Jokasten's Bitte erhört, denn ein Bote kommt von Korinth und meldet den Tod des Polybos, den Oedipus für seinen Vater hielt, so daß er nun meint, Sicherheit vor dem in Delphi geweißagten Schicksal zu haben, und in seiner Thorheit dieses Orakel und alle Weißagung als nichtig ausruft. Als er aber deßenungeachtet noch nicht alle Furcht vor dem zweiten Theil des ihm gewordenen Götterspruchs, daß er nämlich sich der Mutter vermählen werde, aus seinem Herzen bannen kann, und Jokaste mit Geringschätzung der Göttersprüche ihm diese auszureden sucht, kommt es durch den Boten, der einst den Oedipus von des Laios Hirten empfangen und nach Korinth gebracht hatte, heraus, daß er des Polybos Sohn nicht sey, und seine Seele wird nach dem kurzen Aufschwung aufs neue in eine viel größere Bangigkeit gestoßen. Heftig treibt es ihn, seine Abkunft zu erforschen, und die unglückliche Jokaste, die durch den dünnen Schleier, der allein noch ihr furchtbares Geschick verhüllt, hindurchblickt, aber gerne die Augen gewaltsam vor dem Entsetzlichen verschließen möchte, als ob es noch in die Nacht, aus welcher es gespenstig hervorsteigt, zurückgedrängt werden könnte, sucht ihn von allem Forschen abzubringen. Aber die Arme kann ihn nicht zurückhalten, denn er meint, sie scheue eine Ent=

deckung, nach welcher er als der Sohn geringer Eltern dastehen würde, und alles Flehen Jokastens ist umsonst, unerbittlich starr will er den Hirten herbeigeschafft haben, der ihn einst dem Boten von Korinth in dem Gebirge des Kithäron übergeben hatte. Da geht Jokaste mit Wehruf, den sie ihr letztes Wort für alle Zukunft nennt, hastig ab, doch er bleibt starr auf seinem Sinne, und vermag in seiner Heftigkeit wie von Blindheit geschlagen die furchtbare Wahrheit, die kaum noch leicht verhüllt ist, nicht zu erkennen, sondern meint immer noch, nur Stolz setze seine Gattin in Angst vor der Entdeckung seiner Herkunft. Nun kommt der Hirte, der gerne ausweichen möchte, aber Oedipus läßt es nicht zu und zwingt ihn mit Drohungen, ihm zu entdecken, daß Laios, den er erschlagen, sein Vater, Jokaste, der er sich vermählt hatte, seine Mutter sey. Gebeugt von dieser Schreckenslast geht er in das Haus, und bald darauf erzählt einer, der aus dem Hause kommt, daß Jokaste, ihr Haar zerraufend, in das Ehegemach geeilt und daselbst in Wehklagen über ihr Geschick ausgebrochen sey, indeß sey auch Oedipus schreiend in das Haus gestürmt. Rufend nach einem Schwerdte und dem Weibe, und wie von einem Dämon geführt, stürzte er sich mit wildem Rufen gegen die Thüre des Ehegemachs und stürzte sie ein. Da sah man die

Unglückliche, die sich erhängt hatte, schweben. Oedipus grauenvoll stöhnend lößt die Schlinge, reißt aus dem Kleide der am Boden liegenden Leiche die Spangen und zersticht sich die Augen damit, auf daß sie nicht mehr sehen mögen die Gräuel, die er erlitten und die er gethan.

So ist denn das drohende Unheil zu seinem jammervollen Ausgang gekommen, und wir sehen den Mann, der kurz zuvor in der Fülle des irdischen Glückes, wofür man es ansah, dastand, und in jäher Raschheit sich gehen ließ, geblendet und hülflos, die Seele von Jammer zerrißen, auftreten und hören seine schmerzliche Klage, wie er um den Tod fleht, da sein Leid alles menschliche Maaß übersteige. Da kommt Kreon, den er vor wenigen Stunden in seiner ungerechten Heftigkeit hatte tödten wollen, und demüthigt durch seine Theilnahme, mit der er Böses mit Gutem vergilt, den von seiner Höhe Gestürzten, dem nun die Hülfe des eben erst schnöde Beleidigten als einzige Stütze bleibt. Diese tragisch wirksame Wendung der Dinge mahnt aber mit gewaltigem Ernste, daß der Mensch dem Menschen gegenüber gerecht sey, da das Schicksal den Stärksten leicht zum Schwächsten macht, daß er der Hülfe des Andern bedarf. Daß des Oedipus heftiges Herz im Sturm dieser Schrecknisse, die auch den Mildesten verstören könnten, in gewaltiger Aufregung

dem glühendsten Schmerze dahin gegeben bleibt, ist ganz natürlich, und hätte nicht anders seyn können, doch für unser Mitleid, welches wir mit dem Unglücklichen fühlen, ist es eine freundliche Milderung, daß wir eine Stütze desselben in Kreon erblicken. Von diesem begehrt er, fern von den Menschen außer Landes gestoßen zu werden, aber derselbe will erst von dem Gotte erforschen, was in diesem Leide zu thun sey, und wiewohl Oedipus meint, dieses sey nicht nöthig, da die Sache klar genug sey, so bleibt Kreon dabei, denn er will nicht selbst entscheiden, sondern es dem Gotte überlaßen; denn er vertraut, wie der Mensch soll, den Göttersprüchen, die Oedipus und Jokaste in thörigtem Wahne nicht mit gebührender Scheu angesehen hatten, und will nur thun, was die Gottheit ihm befehlen wird. Als aber Oedipus seine beiden Töchter, denn die Söhne, meint er, können sich als Männer selbst helfen, beklagend und sie der Obsorge Kreons empfehlend, zu sich verlangt, damit er sie mit seinen Händen berühre, kommen sie schon weinend heran, denn Kreon, dieses Verlangen voraussehend, hatte schon für ihre Erscheinung gesorgt, und so endet die Tragödie mit der Beklagung des Looses dieser wehbeladenen Kinder, von denen Kreon zuletzt den Oedipus trennen muß, da er selbst des Jammers kein Ende finden kann.

In dieser Weise hat der Dichter die Sage benutzt, um ein furchtbares Bild des menschlichen Looses hinzustellen und zu zeigen, wie kurzsichtig und schwach der Mensch sey, denn Kurzsichtigkeit und Schwachheit führt die furchtbare Verwickelung herbei. Ist der Mensch, der nur durch seinen Willen, nicht durch die ungewollte, wenn auch noch so schlimme That, verantwortlich seyn kann, in ein trauriges Geschick gerathen, das ihm herbe Seelenleiden bereitet, so bleibt ihm nichts anders, als daß er sich in Geduld und Ergebung füge in das, was keine Heftigkeit ändern kann. Hätte der Dichter in dem Oedipus die Idee der Vorausbestimmung des Menschen zu dem, was ihm das Leben Schlimmes bringt, als ein durchaus Unvermeidliches in der ganzen Schroffheit, welche dieselbe folgerecht durchgeführt, in sich faßt, darstellen wollen, so durfte Oedipus nicht so kurzsichtig, leidenschaftlich und heftig geschildert werden, denn nur wenn den Menschen ohne alles sein Zuthun ein Leid trifft, vermag jener schroffe Gedanke Platz zu greifen. Unglück, ähnlich dem des Oedipus, ist ohne alle Willensschuld zwar immerhin ein überherbes Unglück, aber da die Götter ihn nicht strafen, sondern er sich nur selbst aus Heftigkeit des Augenlichts beraubt, so trifft es nur das Gemüth mit dem Schmerze, dem nicht der Stachel des bösen Gewißens innewohnt,

und wie tief solch ein Schmerz auch die Seele verwunde, das Bewußtseyn nur durch Mangel an Vorsicht oder durch Verkettung der Umstände willenlos in solch Elend gerathen zu seyn, läßt ihn nicht in dem Gedanken der Unwürdigkeit und des Verbrechens untergehen. Findet doch auch Oedipus, wie Sophokles es später weiter gedichtet hat, obgleich die Erinnerung an dieses Unglück ihm schmerzlich bleibt, den Frieden der Seele, und erkennt, daß er in seinem Wüthen gegen sich selbst zu weit gegangen sey, und sehen wir ihn sogar der göttlichen Gnade theilhaftig werden. Wir können daher den König Oedipus nicht mit Recht als eine schroffe Schicksalstragödie ansehen, in welcher ein frommer und gerechter Mensch ohne alles Verschulden von einem Schicksal, das wie eine höhnische Tyrannenlaune sich auf ihn stürzt, zermalmt wird, so daß der Anblick dumpf niederbeugt, statt die Leidenschaften zu reinigen.

Oedipus in Kolonos.

In diesem Stücke finden wir den Oedipus wieder als hochbetagten Greis, der zum Frieden der Seele gelangt ist, nachdem die Heftigkeit der jugendlichen Brust durch die Jahre gemildert, und sein edler Sinn nicht mehr von den Stürmen der Leidenschaft beherrscht war. Er hatte erkannt, daß Dulden und Tragen in den seltsamen Verwickelungen des menschlichen Lebensgeschickes, wann das Unabwendbare eingetreten, das Einzige sey, womit ein edler Sinn sich waffnen könne gegen die Schläge des Schicksals, und daß er in seinem Wüthen gegen sich selbst zu weit gegangen sey. An ihm, dem Gräuelbeladenen, zeigt diese Tragödie, daß die Götter gnädig sind, und nicht den, der aus Kurzsichtigkeit und Schwachheit ohne Willen Entsetzliches gethan, bloß auf die gräuelvolle That sehend, strafend verstoßen, sondern für seine Leiden Gnade zu Theil werden laßen, die sich an Oedipus bis zur Verklärung steigert. Grade der Widerstreit der beiden menschlichen Ansichten von dem göttlichen Walten über den Menschen, der einen schroffen, es strafe

die Gottheit unversöhlich menschlichen Gräuel, als solchen, ohne Rücksicht auf Willen, und der andern milden, die Gottheit sey versöhnlich und gnädig und verkläre sogar die Leiden des ohne seinen Willen mit Gräueln Beladenen, wie groß diese immerhin seyen, und der Sieg der edlen milden eines erhabenen und wahrhaft gerechten göttlichen Waltens würdigen Ansicht, bildet die Idee dieser Tragödie, welche durch den Sieg der Milde und die Versöhnung von einem Hauche heiligen Seelenfriedens durchweht ist, der ein schweres Lebensgeschick in die Ruhe der Verklärung geleitet.*) Zu Trägern dieser gegenüberstehenden Ansichten hat der Dichter die Thebaner und die Athener genommen. Obgleich Oedipus viele Jahre nach der Entdeckung seiner Gräuel ruhig in Theben gelebt hatte, ohne daß man daran dachte, ihn außer Landes zu stoßen, was er Anfangs heftig begehrte, und ohne daß

---

*) Wie jede Idee, welche in dem Gebiete der menschlichen Natur ihre Wurzeln hat, immer wieder als lebendig und ungealtet erscheint, so auch die Idee dieser Tragödie, die, wenn ein wahrer Dichter sie zu gestalten vermöchte auf dem Gebiete der christlichen Religion, wo zur Stunde die Ansicht von einem schroffen herben Gotte mit der von einem milden und erbarmungsreichen ringt, und würdiger Menschlichkeit fort und fort Wunden schlägt, zu einer Tragödie von eben so edler als wirksamer Art geschaffen werden könnte.

dem Lande durch den Aufenthalt des Vatermörders von den Göttern eine Strafe geschickt ward, so stießen sie ihn doch, den Hochbetagten, hinaus, weil sie meinten, er könne als ein mit schwerem Gräuel Befleckter ihr Land besudeln. Sein Alter, seine Hülflosigkeit, seine Blindheit fand kein Erbarmen bei ihnen, hinaus mußte er ziehen und, von dem Mitleid fremder Menschen Nahrung und Herberge erflehend, umherirren, ohne zu haben wo er sein Haupt hinlegte. Sein einziger Trost in diesem Elende waren seine beiden Töchter, Antigone und Ismene, von welchen die erste ihn begleitete und für ihn sorgte, die zweite aber von Theben aus ihn unterstützte in Allem, wo sie es vermochte.

Wir erblicken zuerst den blinden Alten in ärmlichem Aufzuge von Antigone geleitet, im Attischen Gau Kolonos, im Hain der Eumeniden angelangt, und hören ihn Ergebung in sein Loos aussprechen, der in der Irre schweifend um Weniges bittet, und oft noch weniger als dies empfängt. Als ein Bewohner des Gaus dorthin kommt, erfährt er, daß er im Hain der Eumeniden sey, und sieht sich nun an der Gränze seiner Tage, denn das Orakel hatte ihm gesagt, daselbst werde er die Ruhe finden im Tode. Darin gerade, daß dieser Gräuelbeladene im Hain der Eumeniden die Ruhe findet und der

göttlichen Gnade theilhaft wird, ist die edle Idee der milden versöhnlichen Gottheit auf das schönste und wirksamste ausgedrückt. Diese Göttinnen sind nämlich die Rächerinnen der begangenen Frevel, die sich an die Fersen des Sünders heften und seine Seele mit Wahnsinn bestricken, furchtbare Wesen, vor denen Jeder bebt. Aber in Attika hatte man sie als Eumeniden, d. i. Gnädige, nämlich Sühnbare erkannt, und wirksamer konnte man den Gedanken, daß die Gottheit sich des Unglücklichen erbarme und nicht blindwüthend die That ohne Rücksicht auf den Willen verfolge, ausdrücken, als daß man den Mann des Vatermords und der Blutschande in dem Haine der furchtbaren Rachegöttinnen gnädig aufnehmen und eine Verklärung seiner Leiden finden ließ, indem ihn die Gottheit daselbst wunderbar von hinnen nahm. Um so wirksamer aber ist dieses göttliche Erbarmen dargestellt, als die Eumeniden nicht als milde, freundliche Göttinnen in dieser Tragödie erscheinen, so daß der heilige Ernst der göttlichen Gerechtigkeit gegenüber dem Frevel an seiner strengen Geltung eingebüßt hätte, sondern mit dem Schauer der tiefsten Ehrfurcht spricht jeder von ihnen, den ehrwürdigen, heiligen, furchtbaren Kindern der Nacht und der Erde, deren Hain unberührbar ist. So schwebt durch den Ort und den an denselben geknüpften Gedan-

ken eine feierliche Weihe über dem Ganzen der Tragödie, die ihren höchsten Punkt erreicht, als Oedipus wunderbar von hinnen genommen wird. Sollte aber die Verklärung der Leiden des Oedipus und das Erbarmen der Gottheit mit ihm in ihr volles Licht treten, so mußten seine Gräuel berührt werden in ihrer ganzen Stärke zwar, jedoch auch in dem Verhältniß seines Willens zu ihnen, und dieses ist auf die natürlichste sowohl als genügendste Weise geschehen. Denn als der Koloniate, welcher den Unglücklichen an der geweihten Stätte gesehen hatte, dieses nach Haus gemeldet, da erschien ein Chor von Kolonos, aus Greisen bestehend, (der allein dem hohen Ernste der Idee dieses Stücks genügen konnte) und wollte die Heiligkeit des Orts gegen jede Verletzung bewahren. Von des blinden Alten Anblick ergriffen, verspricht er ihm die Sicherheit des Aufenthalts, forscht wer er sey, und wie er zögernd, nachdem er aufs äußerste gedrängt war, nur seinen Namen nennt, ergreift Entsetzen den Chor und er wird von diesem fortgewiesen, ungeachtet des eben gegebenen Versprechens, weil der Chor einen so schrecklichen Namen zu hören nicht erwartet hatte. Doch nachdem Antigone's rührende Bitte nichts gefruchtet, läßt sich der Chor von Oedipus, der sich auf Athens Ruf der Gottesfurcht bezieht und verspricht, vor dem Könige des Landes

seine Unschuld zu erörtern, beschwichtigen, und derselbe mußte ja bald kommen, da der nämliche Mann, welcher den Chor nach dem Haine zu gehen veranlaßt hatte, auch zu Theseus geeilt war, um die nämliche Meldung zu machen.

Während nun die Ankunft des Theseus erwartet wird, damit er entscheide, ob der Mann, deßen Name Schrecken erregte, der aber von dem gottesfürchtigen Athen Aufnahme als ein Unschuldiger erwartete, bleiben dürfe, oder nicht, kommt Ismene, den Vater aufsuchend von Theben und meldet, wie seine Söhne dort um die Herrschaft in wildem Hader entbrannt sind und daß der Aeltere, Polyneikes, verjagt nach Argos gegangen sey, ein Heer gesammelt habe und mit diesem gegen seinen Bruder heranziehe. Rührend ist die innige Liebe zwischen dem Vater und den beiden Töchtern geschildert, die um so inniger ist, als das Unglück und ihre Ausnahmsstellung im Leben sie aufs festeste zusammenschließt, und wir sehen, wie des Oedipus edles Herz von der zartesten Empfindung bis zu überwallender Rührung erweicht wird. Einen starken Gegensatz dazu bildet das wilde Wesen der Söhne, in denen die verderbliche Heftigkeit des Labdakidenstamms, aus der sich Oedipus gerettet hatte, durch Erlernung der Geduld und Erwerbung des See-

lenfriedens, sich zeigt. Zu diesen Söhnen, welche ihre Herrschbegier der Pflicht gegen den unglücklichen Vater vorzogen, und seine Verstoßung in das Elend nicht hinderten, obgleich es sie nur ein Wort gekostet hätte, konnte er keine Liebe hegen, um so weniger, als er durch sein Unglück gegen jeden Frevel an dem Heiligsittlichen streng gestimmt seyn mußte, und das Verderben in dem Thun der Söhne erkannte. So wie den Töchtern seine innigste und rührendste Liebe für ihr wahres kindliches Wesen, so wird sein Abscheu und Fluch seinen Söhnen, die brudermörderische Hände gegen einander erheben, nachdem sie gottvergeßen den Vater verstoßen, deßen Haupt als ein den Göttern verfallenes ihnen hätte doppelt heilig seyn sollen. Stehen sie nun in einem wirksamen Gegensatz gegen die Schwestern, so hebt sich auch durch ihr Wesen und Beginnen, in welchem gleichsam der Fluch dieses Hauses hervortritt, die innere Reinigung des Oedipus und der sie begleitende Segen hervor. Den Gräuel des Vatermords und der Blutschande, willenlos begangen, strafen die Götter nicht und erbarmen sich der Leiden, die der Unglückliche sich über sein Thun zugefügt und die sein Herz empfunden hat, aber dem schnöden Frevel der Söhne, die, von Leidenschaft hingerißen, heilige Bande ohne Scheu zerreißen, wird kein Segen der Götter zu

Theil, sondern des Vaters Fluch führt sie in das Verderben, weil ihrem Thun Verderben folgen muß, wenn nicht die göttliche Gerechtigkeit ein leeres Wort seyn sollte. Außer diesem wilden Hader der Söhne meldet Ismene, den Thebanern sey der Götterspruch geworden, sie müßten den Oedipus lebendig oder todt besitzen, wenn sie wohlbehalten bleiben wollten, denn sein Grab in der Fremde werde ihnen verderblich werden, und zwar würden sie an demselben besiegt werden. Trotz dieses Götterspruchs waren die Thebaner so starr in ihrer Ansicht von der Verunreinigung ihres Landes durch des Vatermörders Anwesenheit, daß sie ihn weder lebend noch todt aufnehmen wollten, sondern sie beschloßen, sich seiner zu bemächtigen, ihn an der Gränze festzuhalten und daselbst zu begraben, damit sie des Segens seines Grabes theilhaft würden. Seine Söhne wußten diesen Götterspruch, und wiewohl derselbe sie hätte veranlaßen sollen, den Verstoßenen in die Heimath zurückzuholen, so dachten sie doch nicht daran. Da verflucht der Vater die unnatürlichen Söhne und giebt den Gedanken an eine Rückkehr in das Vaterland auf, und weiht seinen Segen dem ihn aufnehmenden frommen Athen.

Es zeigt dieser Orakelspruch die Wichtigkeit, welche göttliche Gnade dem leidenbeladenen Oedipus giebt, und

den Segen, welchen die würdige milde Ansicht von der göttlichen Gerechtigkeit empfangen soll, und dieser Ansicht gegenüber die unwürdige schroffe von der Gottheit bedroht, jedoch im dumpfen Wahn beharrend lieber auf neue Unbill zu der alten bedacht, um die Drohung abzuwenden. Dadurch gewinnt aber auch die Tragödie an Spannung und an Steigerung der Hauptidee, denn wenn wir bald darauf den Unglücklichen, welcher in seiner Blindheit völlig hülflos dasteht, in aller Weise von Theben aus angegriffen sehen, so rührt uns nicht nur das Loos des Armen, der noch am Rande des Grabes nach so entsetzlichen Geschicken und Leiden bitterer Mißhandlung und schnöder Verletzung preisgegeben ist, sondern die Hülfe, welche ihm Athen gewährt, tritt um so glänzender hervor, und die Ruhe, die ihm nach allen Stürmen zu Theil wird, erscheint um so wohlthätiger und die göttliche Gnade um so herrlicher. Die Erörterung aber, welche an den Orakelspruch geknüpft ist, mußte angestellt werden, damit kein Fleck auf des Oedipus Charakter hafte, denn wäre ihm Rückkehr in die Heimath möglich gewesen, und er hätte dem fremden Lande den an ihn geknüpften Segen gewährt, so war er ein entarteter Sohn des Vaterlandes, das zu verletzen dem Hellenen als ein schwerer Pietätsfrevel galt. Darum läßt der

Dichter den Hinausgestoßenen bereit seyn, von den Thebanern alles zu ertragen, wenn sie ihm nur ein Grab in der heimathlichen Erde nach seinem Hinscheiden gönnen wollen, denn einem jeden war der Gedanke schmerzlich, fern von den Seinen im Grabe der fremden Erde zu liegen; als sie ihm aber auch das nicht einmal verstatten wollten, da blieb dem ruchlos Behandelten nichts anders übrig, als dem Lande, wo er Ruhe fand und Frömmigkeit waltete, den Segen zu geben, der an ihn geknüpft war, und der von dem Gottbegnadigten nur denen zu Theil werden konnte, welche das göttliche Erbarmen und die göttliche Gnade erkannten und sie verehrend selbst frommes Erbarmen übten. Sobald nun auf diese Weise Oedipus sich Athen geweiht hat, ermahnt ihn der Chor den Eumeniden, eine Reinigungsspende zu bringen, von welcher so gesprochen wird, daß das Feierliche derselben genugsam hervortritt, da er aber als Blinder das heilige Werk nicht verrichten kann, so übernimmt es, während Antigone als seine Stütze bei ihm bleibt, Ismene, denn eine reine Seele, die wohlgesinnt ist, genügt für tausende zu sühnen. Trefflich benutzt der Dichter die natürlich gebotene Gelegenheit, das, woran seine Sühne der Eumeniden erinnert, vorzubringen, indem der Chor mit einer ganz an ihrer Stelle seyenden Neugier

die eingetretene Muße benutzt, nach seiner Leidensgeschichte zu fragen, die er mit Schmerz berührt, seine Unkenntniß deßen, was er that, hervorhebend, so daß es sühnbar erscheint, während Ismene nicht gesehen, im Hintergrunde die Sühne verrichtet.

Nun kommt Theseus und verspricht dem vom Unglück Getroffenen Gewährung deßen, was er fordern möchte, wenn es nicht alles Maaß übersteige, da er selbst Vieles erduldet und bestanden hat, so daß er Mitleid fühlt und von dem Gedanken der menschlichen Schwäche und Hinfälligkeit durchdrungen ist. Oedipus bittet um Schutz und Sicherheit, welche ihm der gerechte, edelmüthige König sogleich zusagt, und seine Furcht vor den Thebanern sucht er als ungegründet zu beruhigen, da er an eine freche Ungerechtigkeit derselben gegen Athen nicht glaubt und sich seiner Macht bewußt ist. Als er weggegangen, preist der Chor seinen Gau Kolonos, den herrlichen, wohin Oedipus gekommen, um ihm Segen zu bringen. Nun aber kommt Kreon mit Begleitung wirklich von Theben, und sucht, indem er sich als einen um den Unglücklichen und um Antigone besorgten und von Mitleid ergriffenen Verwandten anstellt, wobei Oedipus fast wie ein eigensinniger Alter erscheint, der aus Laune solch ein schweifendes Leben führt, in einer listig treu-

herzigen Rede ihn zu bewegen, mit nach Theben zu gehen, wohin die ganze Stadt ihn rufe. Oedipus, durch Ismene von dem wahren Verhältniß belehrt, weist ihn mit sittlichem Unwillen in starken Worten zurück, worauf Kreon sich in einen Wortwechsel mit ihm einläßt, um Nutzen davon zu ziehen, damit die Gewaltthat, auf die er nun sinnt, weil seine List ganz verloren ist, einen Schein gewinne, als sey er gereizt worden. Denn Ismene hat er schnell rauben laßen und erklärt auch, Antigone wegnehmen zu wollen, als Verwandter, der ein Recht an sie habe. Trotz des Widerstrebens der Kolonischen Alten reißt er wirklich Antigone weg, droht immer kühner auch den Oedipus wegzuführen, und als dieser in seinem Schmerze wünscht, die Götter möchten dem Kreon ein Alter zu leben geben, wie er es lebt, erklärt dieser den Wunsch für einen Fluch und will, als ein Beleidigter, der sich an dem Beleidiger Recht verschafft, wirklich den kühnen Streich wagen, und sich der für Theben so nothwendigen Beute bemächtigen; aber auf das entstandene Geschrei eilt Theseus herbei, gegen welchen Kreon alles, was er gethan, mit schlauen Worten zu vertheidigen weiß, indem er vorgiebt, er habe nicht glauben können, Athen werde einen mit so schweren Gräueln Beladenen hegen wollen, und doch habe ihn nur deßen Fluchen ver-

mocht, ihn anzutasten. Damit nun jetzt, wo es gilt, daß Theseus ernstlich Hülfe und nicht bloß Aufnahme gewähre, dieser nicht wirklich einen Anstoß an den berührten Gräueln nehme, oder einen Verruchten zu schützen scheine, spricht Oedipus in würdiger Weise von seinem schweren Geschicke und zeigt, wie sein Wille dem traurigen Thun ferne war. Theseus bricht nun auf, die Begleiter des Kreon, welche die beiden Jungfrauen fortführten, einzuholen, nach schnell getroffener kriegerischer Anordnung, und nimmt den Kreon mit, der ihm Bürge für jene seyn soll. So steht denn der schwache Greis verlaßen da, von Theben aus, welches ihn in das Elend gestoßen, nochmals schwer verletzt durch den eigenen Verwandten, Hülfe hoffend von dem fremden Manne und von Athen. Dadurch tritt die Ungerechtigkeit Thebens gegen den eigenen unglücklichen Sohn, und sein dumpfer Wahn von der Unversöhnlichkeit der Götter in den schärfsten Gegensatz gegen Athens Frömmigkeit, Milde und würdige edle Ansicht von den Göttern, und wäre noch ein Zweifel möglich gewesen, ob nicht Oedipus doch gegen die Vaterstadt in einem Unrecht seyn könne, und ob nicht doch dieselbe irgend wie in ihrem Verfahren gegen den Unglücklichen von einem beßeren und würdigeren Beweggrunde angetrieben werde, so kann nach

Kreons Beginnen und den von Oedipus vollkommen zurückgewiesenen Lügen und nichtigen Gründen, wovon es begleitet ist, kein Zweifel mehr darüber seyn, daß dem frommen Athen sein Segen gebühre und daß die göttliche Gerechtigkeit es so erheische. Der Wichtigkeit der ernsten Idee, welche in dem Conflicte der Ansichten über des Oedipus Gräuel und seiner Lösung durch die göttliche Gnade durchgeführt wird, ist es angemeßen, daß der Conflict bis zu seiner Spitze getrieben werde, und daß die Bedeutsamkeit des leidenbeladenen Greises, der nur in Athen, wo die göttliche Gerechtigkeit eine wahre Gerechtigkeit ist und Erbarmen für Leiden wohnt, zur Ruhe gelangen kann. Was aber den Kreon angeht, so darf man diesen nicht als einen schlechten Mann ansehen, wenn er auch Schlechtes thut, und sein Charakter in dieser Tragödie steht nicht im Widerspruch mit dem, welchem wir bei ihm in der vorigen Tragödie so wie in der folgenden begegnen. Er handelt nicht aus Eigennutz für sich, sondern will das Glück seiner Vaterstadt und seines Volkes fördern und sicher stellen, wobei er selbst sich muthig einer nicht geringen Gefahr aussetzt. Da ihm die Erreichung dieses nicht unedlen Zieles am Herzen liegt, so wendet er jedes Mittel an, um zu demselben zu gelangen, doch berechtigt nichts von ihm zu glauben, er gedenke

dem Oedipus ein Leid anzuthun, deßen Lage er nicht richtig würdigte. Von Theseus mitgeführt, kommt Kreon nicht wieder, denn bald waren die Jungfrauen wieder gewonnen, und werden dem blinden Vater zurückgegeben, wobei sich wieder die Liebe zwischen dem Vater und den Töchtern auf das Rührendste offenbart, was für die gleich darauf folgende Scene mit dem einen der Söhne einen trefflichen Gegensatz bildet und überzeugt, daß in dem schwergeprüften Manne die zärtlichste Liebe zu den Seinen wohnt, und daß nur verruchtes Beginnen ihn von den Söhnen abwenden konnte, deren Verletzung heiliger Pflicht er nicht segnen durfte.

Als Theseus die Jungfrauen zurückbrachte, hörte er, ein Bittender aus Argos, welcher sich an den Oedipus wenden wolle, habe sich an den Altar des Poseidon gesetzt, um seinen Zweck zu erreichen und wiederum in Sicherheit weggehen zu dürfen. Kaum hört Oedipus von Theseus, daß Einer aus Argos nach ihm begehre, so erkennt er seinen Sohn Polyneikes und bittet den Theseus, nicht in ihn zu dringen, daß er den Sohn vor sich laße, deßen Gegenwart ihn nur mit bitteren Empfindungen erfüllen kann. Doch Theseus erinnert ihn an den Gott, in deßen Schutz sich der Bittende begeben hat, und Antigone überredet den Vater in Rücksicht

auf Theseus und den Gott nachzugeben. Hätte Theseus dieses bewirken sollen, so würde Oedipus mehr gezwungen, als sich freiwillig, wenn auch ungern, fügend erschienen seyn, während von der liebevollen Tochter sich dazu nöthigen zu laßen, weniger schmerzlich für ihn ist. Daß aber Antigone für Polyneikes spricht und theilnehmend gegen ihn ist, liegt ganz und gar in dem leidenschaftlich-edlen Schwunge ihres Geistes. Sie liebt die Ihrigen, und wo eine Noth dieselben ergreift, wallt ihr Herz zu Hülfe und Beistand auf, nach der ächten Art edler Weiblichkeit, ohne daß irgend eine Betrachtung oder Überlegung anderer Verhältniße sich zwischen sie und die Gegenstände ihrer Liebe zu stellen vermag. So kommt denn nun Polyneikes, und es könnte scheinen, daß der Dichter damit nur eine Episode in seine Tragödie geflochten habe, welche ohne strengen Zusammenhang mit der darzustellenden Idee die Dichtung zwar erweitert, aber nicht verstärkt. Allein dieser Schein trügt und es erwächst aus dem Auftreten des Polyneikes der Idee des Ganzen eine nicht unbedeutende Verstärkung. So wie Laios seinen Frevel gebüßt hatte, durch den eigenen Sohn getroffen, so gehen des Oedipus Söhne unter, weil sie den Vater verletzen, und Theben wird, weil es sich an dem Unglücklichen versündigt, gezüchtigt

und hat stets Strafe dafür zu fürchten. In der Mitte steht Oedipus, der durch Kurzsichtigkeit, Unbesonnenheit und Heftigkeit in jammervolles Mißgeschick versank, der aber, sobald er in sich zur Ruhe kam, erkannte, daß keine Straferinnys der Götter ihn heimsuche. Die, welche ihn für gottverflucht halten ob seines Unglücks, und an ihm freveln, erreicht die strafende Gerechtigkeit der Götter, und daß Thebens und der Söhne Thun gegen ihn klar hervortreten, so wie des Theseus und Athens frommes Handeln an dem Unglücklichen, ist zur Ausführung der Idee dieser Tragödie nothwendig, denn wie jener Wahn ein ungerechter sey und in das Verderben führe, die reinere und mildere Ansicht von dem göttlichen Walten aber die gerechte und segensreiche, soll eben an dem Mann bewiesen werden, der mit den schwersten Gräuel beladen, weil er ohne Willen hineingerieth, von den Göttern gnädig aufgenommen, und deßen Leiden verklärt wird. Der Frevel der Söhne mußte um so mehr hervorgehoben werden, weil er aus jenem Wahn hervorging, denn die an und für sich edeln kräftigen Söhne glaubten, der Fluch liege auf des Laios Hause, und wer an den Fluch glaubt, hat ihn bald auf sich gezogen. An dem unglücklichen Vater frevelnd verwilderten sie in ihrem Herzen, denn das böse Gewißen ist eine Erinnys,

die den Geist verwirrt und rastlos auf arger Bahn vorwärts treibt, bis der Frevler taumelnd in den Abgrund stürzt. Hätten die Söhne nicht an den Fluch geglaubt, der nur in ihrem Wahn und ihrem Herzen hauste, so hätte sie keiner erreicht, wie bey Aeschylus in den Sieben gegen Theben der Chor dem Cleokles deutlich zu verstehen giebt. Sobald sie aber die Bahn des Frevels betreten hatten, folgte dem Frevel am Vater, der Frevel am Erstgeburtsrecht, welches ein heiliges war, und Polyneikes ward getroffen genau, wie er den Vater getroffen hatte, denn ihm, dem ältesten Sohne, lag es zumal ob, für den unglücklichen Vater zu sorgen. Verjagt fühlte er nun das Elend der Fremde, wie der Vater, den er hatte hinausstoßen laßen, und mußte, wie dieser, Gunst und Hülfe bei Fremden suchen.

Polyneikes tritt dem Vater tief ergriffen gegenüber und klagt sich an, schnöde an ihm gehandelt zu haben, was keineswegs auf Verstellung, wie Kreons Rede, buruht, um zu seinem Zwecke zu gelangen, denn das Unglück, welches er nun selbst gefühlt hatte, das Verhängniß, welches ihn umstrickt hielt, hatten sein Herz erschüttert, und dieses Herz war nicht roh und gemein, sondern nur verirrt. Von Rache gegen den Bruder entflammt, der ihn, den Erstgebornen, aus der Heimath

mit Zustimmung Thebens, (welches also auch das heilige Recht der Erstgeburt verletzen half) gejagt hatte, zog er mit sieben Heerschaaren heran, die Vaterstadt zu stürmen und den Bruder zu morden. Zu solch schauerlichem Thun bedurfte er des Vaters Segen, den er auf solch traurigem Wege zurückführen wollte, denn ohne des Vaters Hülfe, so lautete die Weißagung, konnte der Kampf nicht gelingen. Seiner ersten Ansprache, die seine Erschütterung zeigt, antwortet Oedipus nicht, und nun trägt er, von Antigone aufgefordert, seine Bitte vor, worin eine Mischung vom Gefühl des Fluches und von Rachedurst gegen den Bruder von der Stimmung zeugt, die in Spannung Heil oder Verderben von einem letzten Wurfe eines Würfels erwartet, aber im Voraus das Schlimme ahnt. Streng weißt ihn der Vater ab, der zum Brudermord, zum Kampf gegen die Vaterstadt nicht helfen kann, und den Frevel der Söhne nicht segnen darf. Polyneikes fleht nicht in weichlicher Weise in den Vater dringend; er hat kaum etwas anders erwartet. Nachdem er ein Weh über sich und seine Kampfgenoßen ausgerufen, bittet er die Schwestern, ihm, wann er im Kampf gefallen, ein Grab zu schenken, und auf Antigone's Bitten, nicht in den offenbaren Tod zu gehen und das Heer zu entlaßen, hört er nicht, weil er kein

zweites Heer sammeln könne, wenn er jetzo Furcht zeige. Ganz aber abzulaßen, wie ihn Antigone bittet, ist ihm unmöglich, denn Heldenehre und Rachedurst gegen den Bruder erfüllen sein Herz, daß es für nichts anderes Raum hat, so daß er selbst seinen Kampfgenoßen bergen will, wie er nichts ausgerichtet habe, und sie dem gewißen Verderben zuführe. So scheidet er, der Jüngling, mit seinem schweren Geschick, den Schwestern alles Gute wünschend, und des Oedipus Ende kommt heran, feierlich von der Gottheit verkündet. Donner erschallt, und Oedipus ruft nach Theseus, denn er erkennt das Götterzeichen, und es donnert und blitzt wiederholt. Da kommt denn Theseus herbeigerufen, um von dem Sterbenden den Lohn seiner Aufnahme zu empfangen, der in dem Segen seines Grabes besteht, deßen Ort Niemand außer Theseus wißen darf, so daß dieser erst am Ende seines Lebens die Kunde davon seinem Nachfolger überliefern soll, und so in alle Zukunft Einer dem Andern; durch dieses verborgene Grab aber wird Athen den Thebanern unüberwindlich seyn. Dann tritt das Wunder ein, daß der blinde Greis ohne Leitung den Weg dahin, wo er in die Unterwelt aufgenommen werden soll, als Führer des Theseus und seiner Töchter, wie von einem Gotte getrieben, geht, nachdem er einige innige Worte des

ewigen Abschieds in gerührter Stimmung gesprochen. Mit der feierlichen Heiligkeit dieses wunderbaren Eingehens in das Jenseits würde sich ein Führen desselben nicht vertragen haben, denn es muß hier das Walten der Gottheit deutlich hervortreten. Der Chor singt nun ein geeignetes Lied, worauf ein Bote kommt und erzählt, was sich begeben. Als Oedipus an die Stelle gekommen, wo Theseus und Peirithoos einst in die Unterwelt gestiegen waren, blieb er stehen und ließ sich von den Töchtern baden und kleiden, gleich wie eine Leiche besorgt werden mußte, und kaum war dieses geschehen, so erschallte Donner, und erschreckt stürzten sich die Töchter zu des Vaters Füßen, an den Busen schlagend und jammernd, er aber umschlang sie und erkannte ihre Liebe an mit innigen Worten, und sie klagten und schluchzten mit einander, bis sie zuletzt in stummer Umarmung dastanden. Jetzt rief eine Stimme, daß sich allen die Haare sträubten, den Oedipus, der nun die Töchter dem Theseus empfahl, und diese zurücksandte, damit sie sein Ende nicht sähen. (So weit aber hatten sie bei seinem Hinscheiden zugegen seyn müßen, daß sie ihn als eine lebendige Leiche schmückten, weil die Hand der Angehörigen die Leiche besorgen mußte, wenn dem Todten Genüge geschehen sollte, da der Grieche fern

von den Seinen auf fremder Erde sterben und von fremder Hand bestattet werden, als ein schlimmes Loos betrachtete.) Theseus blieb allein bei dem von der Gottheit Gerufenen, und als die Weggehenden sich nach einiger Zeit umsahen, ist Oedipus verschwunden, Theseus aber hält die Hand gegen die Augen, wie einer, der einen Anblick nicht aushalten konnte, und betet dann die Erde und den Himmel an. So war denn der Dulder schweren Mißgeschickes in wunderbarer Verklärung von hinnen genommen, und göttliche Gnade war dem Manne geworden, der mit Gräueln beladen war, und es bewährte sich an ihm, daß nicht der Gräuel, sondern der frevelnde Wille des Menschen der Strafe der göttlichen Gerechtigkeit unterliegt.

Wie aber die Töchter den Vater gleichsam zum Grabe geleiteten, und gleichsam zur Bestattung rüsteten, so erschallt nun, als sie aus dem Haine zurückkehren, in ihren Klagen um ihn die Todtenklage, die um jeden erhoben werden mußte, wenn er der gebührenden Todtenehre theilhaftig seyn sollte. Freilich erscheint weder dieses, noch jenes als Absicht, aber während es sich ganz natürlich im Gange des Stücks ergiebt, findes es sich doch genau an der geeigneten Stelle und bringt die Wirkung hervor, welche den Verhältnißen angemeßen

ist. Die Klage steigert sich bei Antigone, ihrem Charakter gemäß, zum Heftigsten, sie will zurück zum Grabe des geliebten Vaters, und da dieses unmöglich ist, wünscht sie den Tod, und giebt sich erst nach der gewaltigsten Aufregung einigermaßen zufrieden, als Theseus ihr erklärt, der Vater habe verboten, daß irgend ein Mensch seinem Grabe nahe, denn des Vaters Wunsch oder Wille vermag mehr als alles Andere auf sie zu wirken. Da nun der Vater ihrer liebenden Hülfe entrückt ist, wendet sich ihr Herz zu den Brüdern, und sie bittet den Theseus, sie nach Theben zu senden, damit sie, wo möglich, dieselben von dem gedrohten Kampf gegeneinander abhalte, was dieser zusagt. Damit endet die Tragödie und weist auf das Geschick derer hin, die den Dulder, der von der rührendsten Liebe der Töchter begleitet zur Ruhe eingegangen ist, als ein Verklärter, hinausgestoßen im falschen Wahn, und von der wilden Leidenschaft ihres Herzens bethört. Der Zuschauer aber hat im Bilde die Lehre empfangen, daß der Mensch, in welch jammervolle Geschicke ihn auch Irrthum und Schwachheit führen mögen, sich darein in Geduld ergeben müße, vertrauend auf den Trost, daß sein Wille nicht bei seinem traurigen Thun war, und daß die Gottheit ihm die willenlose That nicht anrechnet, sondern dem ergebenen Dulder sich gnä-

dig zuwendet, und daß wahrem Erbarmen und wahrer Frömmigkeit, wie Athen sie übt, der Segen der Götter beschieden ist.

Antigone.

Die Idee dieser Tragödie liegt in der Veranschaulichung schweren Leides, welches hervorgerufen durch den Conflict zweier an sich sittlichen aber mit starrer Unnachgiebigkeit verfolgten Ideen der Religion und Pietät, und des Gehorsams gegen die Gebote der weltlichen Gewalt, beide Theile trifft. Sie ist daher sehr geeignet ernst an das Maaß zu mahnen, welches uns Menschen in allen Dingen ziemt, und zu lehren, wie schrecklich dem zu enden beschieden sein kann, wer unnachgiebig in leidenschaftlicher Aufregung mit Trotz den von ihm für recht erkannten Weg verfolgt, unbekümmert um die, deren Weg der seinige hemmend und störend durchkreuzt. Noch zur Stunde findet ein analoger Conflict in allen christlichen Reichen statt, wo überall der religiöse Scrupel mit dem Staatsgesetz in Zwiespalt gerathen kann, und wie dies

im Großen möglich ist und geschieht, so ist in vielen Fällen geringerer Verhältniße Ähnliches zu finden, wo selbst bei der ehrbarsten Gesinnung das einseitige Verfolgen einer Idee zu einer Verhärtung und Starrheit zu führen vermag, welche im Zusammenstoß mit gleicher Starrheit brechen oder zerstören muß, wenn nicht, was eben so oft der Fall ist, beide brechen. In diesem Sinne ist die Antigone des Sophokles nicht veraltet und wird nie veralten, wie überhaupt keine Dichtung, welche auf das Reinmenschliche gegründet ist, in ihrer wahren Wesentlichkeit und Form, sondern höchstens in einigen Bedingungen ihrer äußern Erscheinung veralten kann. Die beiden Charactere, welche in dieser Tragödie in dem verhängnißvollen Conflicte zusammenstoßen, sind Antigone und Kreon.

Antigone, deren Character heldenhaft ist, so weit dem Weibe dies zu seyn vergönnt ist, und in deren Adern das stolze Blut des jähhandelnden, unnachgiebigen Labdakidenstamms fließt*), liebt die Ihrigen mit um so inni-

---

*) Mit voller Bestimmtheit nennt der Dichter Oehlenschläger in seiner Selbstbiographie die Antigone unschuldig mit den Worten: „Auch ist ja die Antigone des Sophokles vollkommen unschuldig und weicht keiner Christin in edler Gesinnung.“ Ihre Gesinnung ist zwar edel und tugendhaft, aber christlich ist sie nicht, weil das Christenthum durchaus

gerer Liebe, je unglücklicher sie sind und ihrer Hülfe bedürfen, und da ihr grauenvolles Geschick einen düsteren Schatten auf ihr Leben wirft und der Freude keinen vollen Raum gestattet, so ist sie ernst gefaßt auf herbe Begegniße, und tritt ihnen mit Muth entgegen. Der Muth des edlen Weibes aber war und wird immer in der Liebe sich äußern, nicht in den Dingen der Welt, und selbst das

---

Demuth und Sanftmuth erheischt, Antigone aber dem Kreon mit Stolz gegenüber steht und seine kränkende Rede mit gleich kränkender Rede vergilt. Wie recht sie auch nach ihrem Gefühl und ihrem Gewißen gehandelt habe, so liegt doch keine christliche Sanftheit und Demuth, sondern Unbeugsamkeit und Stolz in dem Trotz, womit sie ihre Handlung gegenüber dem rechtmäßigen Herrscher gegen sein Gebot vertheidigt und dies als schlecht und ruchlos bezeichnet, ein Gebot, welches kein willkührliches war, weil heilige Sitte dem entarteten Sohne, welcher mit frevlerischer Hand das Vaterland zu verwüsten kam, die Wohlthat des Grabes nicht zusprach. Mochte Kreon immerhin vielleicht zu starr und schroff verfahren, so war er doch der rechtmäßige Herrscher, und es kann der Ungehorsam gegen seine Gebote nicht gerade vollkommene Unschuld darthun, weil sie durch eine an und für sich edle und heilige Handlung die Schuld der Verletzung einer sehr erheblichen sittlichen Pflicht auf sich nimmt, denn unter die erheblichsten sittlichen Pflichten wird allezeit der Gehorsam gegen die Gebote, welche rechtmäßig erlaßen die Staatsgesellschaft regieren, zu rechnen seyn. Zur sittlichen Pflicht gegen den todten Bruder gehörte bei Antigone nicht noch der stolze und gereizte Ton gegen den beleidigten König, und da diesem Stolz nicht aller Einfluß auf ihr trauriges Geschick abzusprechen ist, so ist sie in Beziehung auf dieses

schwächere Weib findet in sich eine starke Kraft, wenn es ein liebendes Verhältniß gilt. Um so mehr aber wird eine edle Seele die Ihrigen in gereizter Stimmung lieben, je mehr sie mit diesen durch ein besonderes Geschick in eine traurige Stellung im Leben den Andern gegenüber gebracht ist, und dies ist mit Antigone der Fall, da sie mit ihren Geschwistern aus unbewußter Blutschande entsprungen ist, und ein schreckliches Verderben auf dem ganzen

---

keineswegs vollkommen unschuldig. Hätte sie statt zu handeln, erst den König um Erbarmen für den todten Bruder angefleht, und unerhört von ihm die heilige Pflicht erfüllt, dann aber ohne Stolz und Trotz ruhig hingenommen, was über sie verhängt ward, so würde Kreon unserm Mitleid ferner, Antigone noch näher stehen, aber freilich nicht mehr Antigone mit dem Anflug der Heldenhaftigkeit und der Thatkraft seyn. Gerade darin, daß durch die Befolgung einer heiligen Pflicht gegen eine andere Pflicht angestoßen wird, liegt ein tragisches Element, und es ist dies einer der ersten Punkte des menschlichen Lebens, wo hinzutretende Leidenschaftlichkeit furchtbare Geschicke hervorrufen kann. Beide, Antigone und Kreon, sind schuldig durch Unnachgiebigkeit und Stolz, zwei schlechte Berather in den Conflicten und Verwickelungen des menschlichen Lebens. Wie klein auch solche Schuld mit schwerer Verschuldung oder mit Verbrechen verglichen scheinen mag, im Sittlichen ist jede Schuld unberechenbar, wodurch eben die höchste tragische Erschütterung hervorgebracht wird. Grade von dieser Seite gehört die Tragödie Trachinierinnen unter die herrlichsten, wiewohl sie Manche für ein schwächeres Product des großen Dichters gehalten haben, und A. W. Schlegel gar so weit ging, sie in seinen dramatischen Vorlesungen für ein Werk des Jophon zu erklären.

Stamme lastet. Kaum hat sie den greisen Vater, dem die Gnade der Götter, als sein Gemüth durch rechte Erkenntniß seines Geschicks zur Ruhe gekommen war, einen ruhigen ersehnten Tod vergönnten, in dem Hain der furchtbaren Eumeniden verlaßen, nachdem sie ihn unter Noth und Entbehrungen geleitet, so morden die Brüder, wuthtrunken wie vom Fluch ihres Hauses berauscht, einander, und der neue Herrscher Thebens, Kreon, befiehlt den Polyneikes, welcher mit peloponnesischer Hülfe die Heimath in heftigem Kampfe angegriffen, nachdem er den Bruder mordend durch Bruders Hand gefallen und das fremde Heer geflohen war, unbestattet den Hunden und Vögeln zum Fraß liegen zu laßen. Antigone als reines weibliches Wesen, ohne Theilnahme an den Anordnungen der Staatsverwaltung, nur Liebe fühlend zu den Ihrigen, welche das Unglück so sehr zu einem Gegenstand des Schauders und des Mitleids macht, läßt sich in ihrer gereizten Stimmung, da ihr tiefverwundetes Herz nur leidenschaftlich empfindet und keine kalte Überlegung, welche den eigenen Vortheil und Nachtheil abwägt, zuläßt, nicht durch das Gebot des Königs schrecken. Sie erblickt darin nur eine tiefe Beleidigung, als ob der König sie die Königstochter, seine nächste Verwandte, die Braut seines eigenen Sohnes, welche sich

durch Abkunft und Stellung im Leben über gemeine Unterthänigkeit erhaben fühlt, für unwürdig und feig halte, wenn er meine, sie werde die heilige Pflicht gegen den todten Bruder seinem weltlichen Gebote nachsetzen.

Kreon, der neue Herrscher Thebens und Oheim der Antigone, welcher ihr gegenüber steht und mit deßen Herrscherbefehl ihre That in Conflict geräth, ist in keiner Hinsicht ein unwürdiger und böser Mensch, welcher den Willen zeigt, um seines Vortheils oder seiner Laune willen eine Ungerechtigkeit zu begehen, oder welcher kalt und hartherzig den sanftern Gefühlen und dem Mitleid unzugänglich wäre. Ihn erfüllt ganz die neue Herrscherpflicht, und er ist, weil er argwöhnt, es möge ihm der Thron mißgönnt und insgeheim bedroht werden, eifersüchtig auf die neue Herrschaft, welche ihm nach Erlöschung des ihm nahverwandten Königsstammes rechtmäßig zugefallen war, und er will erproben, ob seine Gebote gehalten werden, da er Argwohn hegt, es möchten sich welche gegen dieselben sträuben und sie etwa insgeheim vereiteln. In dieser Stimmung reizt ihn die Meldung von der Verhöhnung seines Gebotes zu argem Zorn. So geht denn alle tragische Wirkung von der Unlösbarkeit eines Conflicts aus, welcher auf keiner Seite etwas Unwürdiges zeigt, und derselbe erfüllt seine tragische Wir-

kung durchaus an Menschen, welche von guter Art unsers Mitleids ganz würdig sind, so daß keine verbrechenlosere Tragödie gedacht werden kann. Aber schuldlos ist weder Antigone noch ist es Kreon, denn beide sind hartnäckig und beharren mit rücksichtsloser Unbeugsamkeit auf ihrem Sinne, indem jedes Recht zu haben glaubt, und an und für sich betrachtet, auch Recht hat. So zeigt das harte Geschick, welches beide trifft, daß das Leben der Menschen kein rücksichtsloses Thun ohne Gefahr verstattet, und daß Leidenschaften, selbst edele, wenn sie nicht auf das Maaß zurückgeführt werden, welches das Leben erheischt, zum Furchtbarsten führen können. Dadurch ist die Wirkung dieser Tragödie eben so edel als reinmenschlich, und um so rührender als die Schuld der Handelnden nicht eine verbrecherische ist, sondern beide natürlichen Antrieben des menschlichen Herzens folgen, ohne deren verderbliches Übermaaß zu gewahren. Der Rückblick aber auf die Geschicke des Geschlechts, in welchem Unheil fortwährend Unheil erzeugte, erhöht in bedeutendem Grade das Mitgefühl mit dem Geschick Antigone's, in welcher noch der letzte edel verklärte Nachhall von dem heftigen Geiste des heldenhaften Geschlechts büßt, so daß, nachdem Alles, was von diesem Stamme Stolz und Thatkraft im Herzen trug, unerbittlich gefallen und Andere mit

in den Sturz gerißen, nur eine sanfte unglückliche Jungfrau, Ismene, in einsamer Verödung dasteht als beklagenswerther Rest eines hohen Königsgeschlechts.

Die Exposition zeigt den Charakter der Antigone, und was denselben zu dem verhängnißvollen Schritt anreizt, klar, läßt die furchtbare Verwickelung voraussehen und den endlichen Ausgang mit tragischer Spannung von weitem in das Auge faßen. Antigone redet zu ihrer sanften Schwester Ismene, welche als edeles aber stilleres, den Kreis des weiblichen Thuns zu überschreiten unfähiges Wesen, ihr, der Jungfrau, welche in begeistertem Seelenschwung und leidenschaftlicher Aufregung der Thatkraft fähig ist, zur trefflichsten Folie dient, von der, zu den vielen herben Geschicken, welche sie bereits getroffen, neu hinzugekommenen Schmach, daß der Bruder unbeweint und unbestattet den Vögeln zum Fraße liegen soll. Ismene schrickt vor dem Gedanken, des Königs Gebote zu brechen, zurück, und an ihrem Benehmen wird es klar, welche kühne That Antigone ausführen will durch des Bruders Bestattung, durch das Benehmen dieser aber gegen Ismene kann kein Zweifel entstehen, sie werde bei der Ausführung schwanken. Denn Ismene's Abmahnungen reizen sie und es zeigt sich das Leidenschaftliche und Unbeugsame ihres Charakters, und der Stolz, welcher sie

zu ergreifen vermag, so daß sie der geliebten Schwester in ihrer Aufregung so hart begegnet, wie es nur große Geduld auszuhalten vermag, und daß sie selbst sie verächtlich behandelt. Denn als Ismene sie ermahnt, ihr Vorhaben wenigstens geheim zu halten, und versichert, ihrerseits es zu verschweigen, ruft sie ihr entgegen, weh mir, melde es, wenn du schweigst und es nicht Allen verkündest, wirst du mir weit verhaßter seyn. Kein vernünftiges Wort Ismene's findet gute Aufnahme, weil der vorsichtige Verstand gegenüber dem leidenschaftlichen Enthusiasmus, der sich das Äußerste zu wagen getrieben fühlt, nicht mehr als Vorsicht und Verstand, sondern als kalte Theilnahmlosigkeit und Feigheit erscheint, und als Unfähigkeit, das Edle zu faßen und sich dafür zu begeistern. Die Schwestern scheiden von einander, und der Zuschauer sieht der Verwickelung als einem Unvermeidlichen entgegen, voll Theilnahme für die hochgesinnte, reine, unglückliche Jungfrau, welche von einem der edelsten Beweggründe, der Liebe zu ihrem Stamme, der Liebe zu ihrem unglücklichen Bruder, zum Ungehorsam gegen einen harten, das Geschlecht herabwürdigenden, die Pietät und das liebende Herz der Schwester arg verletzenden Befehl des Königs, des eigenen Verwandten, getrieben wird. Nach der so motivirten Exposition tritt

der Chor, aus Thebanischen älteren Bürgern bestehend, auf, vom neuen König beschieden, um ihre Hülfe zur Aufrechthaltung seiner Verfügungen in Anspruch zu nehmen, und vor diesen Greisen mit gereifter Einsicht in das Leben und seine Verwickelungen entfaltet sich der nur durch Nachgiebigkeit zu lösende Conflict und erzeugt, da das einzige Heilmittel nicht angewendet wird, schreckliche Geschicke. Da der Chor bei Sophokles die theilnehmende, aber nicht von der Leidenschaft der handelnden Personen ergriffene Menschheit vorstellt, welche an die Handlung das Maaß besonnener Betrachtung legt, so war für dieses Trauerspiel der Chor der Greise nöthig, weil nur dem Gereiften die ernste Betrachtung eines Streites zwischen Pietät und politischer Pflicht, und der Ausspruch eines Urtheils und Rathes in so bedenklicher Sache geziemen kann. Als der herbeigerufene Chor zuerst auftritt, feiert er den schönen Tag der Befreiung von schwerer Gefahr, den Kampf nebst dem Morde der Brüder berührend, und ruft zu festlicher Freude auf, als sey alles Gewölk über Theben verschwunden, während bereits eine neue drohende Wolke vom Hauche des Schicksals rasch herangetrieben wird, die einen herzdurchschauernden Schatten über Theben und sein Königshaus werfen soll, eine Wolke, die aus dem Blute des Sieges selbst den

Himmel trübend aufgestiegen ist. Kreon erscheint und erörtert seinen Beschluß, den der Heimath feindlich gewesenen Polyneikes nicht bestatten zu laßen. Seine Gründe sind vernünftig und patriotisch, wobei er überhaupt guten Herrschereifer für das Vaterland zeigt; der Chor aber spricht kein Urtheil über seine Anordnung aus, sondern meint nur, es werde Niemand so thörigt seyn, sich dem König zu widersetzen, um mit dem Tode bestraft zu werden. Kaum sagt Kreon, der Tod werde allerdings den Ungehorsamen treffen, da meldet ein Wächter, daß Staub auf die Leiche gestreut worden. Zorn über die Verletzung seines Befehls mischt sich mit dem Argwohn, es möchten welche ihm, dem neuen Herrscher, trotzen wollen und seiner Macht die Anerkennung versagen, was ihn in die heftigste Gemüthsstimmung versetzt. Als der Chor, welchem das heilige Recht der Todten, die in der Götter Schutz stehen, durch Kreons Gründe nicht genug beseitigt zu seyn scheint, bemerkt, ihm ahne, was mit der Leiche geschehen, möge ein von den Göttern veranlaßtes Werk seyn, fährt Kreon den Chor an, enthüllt seinen Argwohn, die Thäter möchten erkauft seyn, und droht den Wächtern das Ärgste, wenn sie den Thäter nicht entdecken. Als er den Chor allein gelaßen, betrachtet dieser in seinem Liede, wie der Mensch, das gewaltigste

der Wesen auf Erden, Meer und Land, und die Thiere der Luft, der Erde und des Wassers bezwinge, und alles erreiche, nur nicht dem Tode zu entgehen. Aber er kann kraft dieser Gewalt bös handeln oder gut, und nur wer die Gesetze des Landes achtet, und das heilige Götterrecht des Eides, ist ein guter Bürger. Bei diesen Betrachtungen sieht er Antigone vom Wächter herbeigeführt werden, und ahnet erschreckt deutlich in der Unglücklichen die Thäterin. Kreon tritt wieder auf, und als er in seiner gereizten Stimmung Antigone, welche ihre That nicht läugnet, fragt, wie sie es habe wagen können, seine Gesetze zu übertreten, sagt sie ihm, nicht der höchste Gott und das heilige Recht der Todten hätten dies Gesetz gegeben, und sie setze seine Gebote nicht über die ewigen nicht geschriebenen Satzungen der Götter. Zu sterben sey für sie kein Übel, und den Todten zu gefallen in ihrem Thun sey ihr am meisten angelegen. Scheine sie ihm thöricht, so scheine er auch ihr ein Thor. Diese Rede ist verhängnißvoll, und der Chor bemerkt, sie sey die unbeugsame Tochter des unbeugsamen Vaters, die dem Unglück nachzugeben nicht verstehe. Der Stolz und die Gereiztheit, gegenüber dem König, welcher den todten Bruder und sie in ihm verletzt hat, stützt sich auf das Bewußtseyn, eine heilige Pflicht geübt zu haben, wel-

ches um so stärker in ihr waltet, als sie, das Weib, die politische Ordnung der Dinge, in welcher thätig zu seyn ihr fremd ist, in ihrer Wichtigkeit nicht ernstlich in Erwägung ziehen muß, und ihr darin eher etwas nachgesehen werden darf, als dem Manne. Unser Gefühl richtet nicht das Weib nach seinem Verhalten gegen Staat und Politik, da wir diese als seinem wahren Wesen fremd betrachten, sondern nach seinem Benehmen in allen Beziehungen des Reinmenschlichen, und das liebevollste Weib wird uns auch das theuerste seyn, seine Begeisterung für die Geliebten uns als wahr und edel erscheinen, und wir werden alle Zeit zartes Mitleid und mitleidige Thätigkeit in allen Menschenverhältnißen von ihm als natürlich erwarten und das sie bethätigende ehren. Hätte Antigone in diesem verhängnißvollen Augenblick, von weiblichem Zagen ergriffen, sich mit ihrer Liebe zum Bruder entschuldigt, und um ihr Leben bitten wollen, so wäre ihr Untergang wohl abzuwenden gewesen, und der König würde, wenn er reuigem Flehen hätte widerstehen wollen, als ein Abscheu erregender gefühlloser Tyrann erschienen seyn, weil dem Weibe ein Übertreten seiner Gebote verzeihen, diese nicht ernstlich durch ein böses Beispiel gefährden konnte. Aber unbeugsam beharrt sie auf ihrem hohen, stolzen Sinne, was aber natürlich

ist*), weil dem leidenschaftlich aufgeregten Gemüthe, welches mit voller Überzeugung nicht nur edel gehandelt, sondern eine heilige, unerläßliche Pflicht gegen ein geliebtes Wesen erfüllt zu haben, sich ob solches Thuns geschmäht und mit Todesstrafe bedroht sieht, der Tadler

---

*) Daß der Dichter gleich in der ersten Scene den Charakter der Antigone so hinstellt, daß ihr nachheriges Thun und Benehmen nicht nur natürlich, sondern in ihrer Lage geradezu nothwendig erscheint, zeugt eben so sehr von der Sicherheit seiner Kunst, als es vortrefflich wirkt. Nichts wirkt bei der Theilnahme an einer Dichtung peinlicher auf das Gefühl als das Unnothwendige, aus welchem sich die Katastrophe entwickelt, wie z. B. in Shakespeare's Othello. Wir sehen in dem Mohren den tüchtigen Krieger, offen, bieder, voll Einsicht und Verstand, wohlwollend, edel und hingebend in Liebe und Freundschaft, und doch tödtet er sein geliebtes Weib und geht kläglich unter, in einer Weise, welche das Gefühl peinigt, weil keine Nothwendigkeit dazu sich aufdrängt. Der Hauptbeweis gegen Desdemona ist das von ihr verlorene und in Cassio's Hand gelangte Taschentuch. Hätte Othello nur einmal die Sache ernstlich zur Sprache gebracht und der Gattin Untreue vorgeworfen, hätte er gegen Emilien, welche er als Kupplerin betrachtet, nur einmal ernstlich von diesem Tuche gesprochen, so wäre die Sache gleich an den Tag gekommen, und die Geschichte mit der Eifersucht, aber freilich auch mit der Tragödie zu Ende gewesen. So muß denn freilich das heiße afrikanische Blut herhalten, um einen sonst umsichtigen, in Krieg und Staatsgeschäften mit Besonnenheit und Klarheit handelnden Mann blind wie ein wüthendes Thier einen Mord begehen zu lassen, auf einen Beweis hin, auf einen wiebeschaffenen er in Staatsgeschäften sicher keinen Diener entlassen und im Krieg keinen Vorposten würde seine

und Bedroher als ein gemeiner Mensch erscheint, mit Widerwillen, selbst mit Abscheu erfüllend, denn nichts verletzt tiefer als die Verwerfung und Verhöhnung deßen, was wir für edel und heilig halten, und einem solchen Verhöhner gegenüber kann ein edles Gemüth keine Reue erheucheln, sondern wird zum Stolz gereizt. Der König, durch ihre Worte noch mehr erbittert, und voll Argwohns, hält nun auch Ismene, welche er in heftiger Gemüthsbewegung gesehen, für eine Theilnehmerin der That, und läßt sie rufen, und bis sie kommt wird das

---

Stelle haben verrücken laßen, da er ja Staatsmann und Feldherr war. Aber mag man dem afrikanischen Blute solch blindes Toben zuschreiben, unserm Gefühle fällt es peinlich auf, daß, wo die Entdeckung so leicht zu haben war, ein schönes, edles und unschuldiges Wesen von einem Manne zerstört wird, welcher doch noch so viel bei Sinnen ist, um im Augenblick des Mords die Schönheit zu bewundern. Dieser Mangel an Nothwendigkeit ist nicht motivirt durch die übrige Schilderung von Othello's Character und Wesen, und darum quälend, weil eine schreckliche tragische Katastrophe durch eine plötzlich aus heftigem Blut entspringende, bis zum Aeußersten getriebene Benebelung des Geistes hervorgebracht, nur quälend, nicht erhaben erschütternd wirkt. Sophistische Kritik kann dergleichen als hohe Trefflichkeit darstellen, und die Kritik über Shakespeare ist zu einem nicht ganz geringen Theil sophistisch, da man zu den großen Vorzügen seiner Dichtungen auch die Mängel mancher derselben als ganz besonders ausgezeichnete Vorzüge, wozu sie durch Redensarten umgewandelt werden, hinzufügt.

aufreizende Gespräch zwischen Kreon und Antigone fortgesetzt, welche auf ihrer Ansicht beharrt, das Heilige beobachtet zu haben, und zum Mitlieben auf Erden zu seyn, nicht zum Mithaßen. Kaum hat der König die herangekommene Ismene, sie heftig anfahrend, befragt, ob sie Theil an der That habe, als diese es bejaht; denn dieses edle weibliche Wesen, zu sanft für eine kühne That, ist doch ächt weiblich des Sterbens fähig, als sie die geliebte Schwester verloren und sich fortan verlaßen und einsam sieht. Die Schwester weißt zwar die Angabe ihrer Theilnahme zurück, aber den König reizt dieser Eifer Ismene's, zu sterben, als eine neue Verachtung seiner gedrohten Strafe, wo möglich noch mehr auf, und er läßt beide in Verwahrung bringen, nachdem er auf Ismene's Frage, ob er die Braut seines Sohnes Hämon tödten wolle, diese für unwürdig seines Sohnes erklärt hat. Der Chor betrachtet jetzt in ernsten Gedanken die Schicksale des menschlichen Lebens, seinen Wandel und seine Hinfälligkeit und insbesondere das schreckliche Leid des Labdakidenhauses, und wie kein Frevelnder der Allmacht des Zeus, der ewigen, nie alternden entrinnen kann. Hämon eilt herbei und Kreon redet ihn gespannt an, er werde doch wohl nicht dem Vater zürnen wegen der Braut, worauf der Sohn sanft erwiedert, daß er ganz der Einsicht

und Leitung des Vaters vertraue. Dieser spricht nun sehr verständig über wohlgerathene Kinder, die Nothwendigkeit des Gehorsams, welche nöthige, auch Familiengliedern den Ungehorsam nicht nachzusehen. Hämon aber, welcher gekommen war, Antigone zu retten, gibt zunächst dem Vater nicht Unrecht, sondern meldet, als erfülle er eine kindliche Pflicht gegen den Vater, daß das Volk im Verborgenen über Antigone's Geschick murre, und sie im Gegentheil aller Ehren würdig halte. Hierauf mahnt er ihn, als ob er besorgt um des Vaters Ruf sey, von der zu großen Strenge zu laßen, was auch dem Chor wohl gerathen dünkt. Aber Kreon ist zu eifersüchtig in Betreff seines jungen Regiments, und zu argwöhnisch, als wolle man ihm nicht gerne gehorchen, als daß die Meldung Hämon's ihn nicht in seinem Ausspruch über Antigone noch mehr verstocken sollte. Darum hadert er mit dem Sohne, und da dieser nach und nach zur Bitterkeit hingerissen wird, und mit der Drohung, der Vater werde ihn nie wieder sehen, abgeht, so ist Kreon in solcher Aufregung, daß er beide Schwestern zum Tode will führen lassen, weil er in der Hitze vergeßen, daß die eine unschuldig ist, woran ihn erst der Chor erinnern muß. Der Chor singt nun von der Gewalt der Liebe, welche sich eben an Hämon bewährt hatte, und kann sich der

Thränen nicht erwehren über Antigone's Geschick, welche nun in angemessener Aufregung, vom Gefühl ihres Looses erfüllt und keinen falschen Heroismus affectirend, aber auch nicht eben wimmernd auftritt. Nicht in Überspannung scheidet sie, sondern den Werth des Lebens erkennend und würdigend, ihr furchtbares Geschick, so schnöde aus dem Daseyn scheiden zu müßen, menschlich würdig empfindend. Sie sowohl als Hämon ergießen sich nicht in Liebesklagen, wie es in einer modernen Tragödie würde geschehen seyn, daß aber dem Gang dieser Tragödie damit geschadet sey, läßt sich nicht in Wahrheit behaupten. Das Furchtbare ihres Geschickes kann nicht durch Liebesklagen gesteigert werden, da sie von dem Leben, mit Allem was es dem Menschen Erfreuliches hat, scheiden muß, und ihr Bild um so erhabener bleibt, je weniger sie in allzu weiche Klagen ausbricht, welche in modernen Tragödien nicht selten mehr ein Spiel des Witzes sind, und ein Spielen, welches die Reflexion mit Gefühlen anstellt, als daß sie ein wahres, ächtes und starkes Gefühl überzeugend kund gäben*). Dem Chor, welcher

*) Eine leidenschaftliche Liebe hegt zwar Hämon gegen Antigone, sie jedoch nicht gegen ihn, sondern sie würde sich ihm vermählt haben, als einen edlen Jüngling ohne Abneigung, weil der Frauen Loos Vermählung erheischt, aber

ihr die einzig möglichen Tröstungen zuspricht, klagt sie mit vollem Bewußtseyn ohne Übertreibung, wobei das Weh des Hauses berührt wird, welches nur fort und fort neues Weh erzeugen konnte, bis die göttliche Gerechtigkeit gesühnt worden. Kreon treibt sie zum Tode, weil Klagen ihr nichts helfen können, und sie wird weggeführt. Nun kommt der Seher Teiresias und weissagt Unglück, wenn Polyneikes nicht bestattet werde. Kreon aber, welcher meint, Alles stemme sich gegen ihn, erklärt den Seher für erkauft, dieser aber weissagt ihm schweres Leid und geht weg; da wird der König erschüttert, als er sich allein mit dem Chor befindet und läßt sich von diesem leicht bewegen, Antigone wieder frei zu machen. Als er weggeeilt ist, ruft in einem höchst leb-

---

auch ohne Leidenschaft, denn ihr Herz ist durch das Weh des Hauses verdüstert und den Freuden der Welt wenig zugänglich. Dadurch kam kein Zwiespalt in Antigone's Handeln für die Ihrigen, ihr Character erscheint ernster und erhabener, und kleine Zerrißenheiten und Schwankungen stören nicht den grauenvollen aber gemeßenen Gang der Tragödie. So mochte sie auch sagen, was sie für den Bruder gethan, da sie keinen andern Bruder zum Lieben weiter habe und haben könne, würde sie nicht für einen Gatten noch für ein Kind gethan haben, denn die Liebe zu den Ihrigen, für welche das Unglück ihre Hülfe in Anspruch nahm, war groß, Leidenschaft zu einem andern Manne aber beseelte sie nicht, und Mutterliebe war ihr ganz unbekannt als Gefühl.

haften Liede der Chor den Thebischen Gott Dionysos an zu kommen dem Lande zum Heil, indem der Chor Heil hofft. Aber kaum ist das aufgeregte Lied gesungen, kommt ein Bote und meldet, während Kreon's Gattin, die aus dem Hause getreten ist, zuhört, daß Antigone sich im Grabverschluß erhängt, Hämon aber sich vor ihr, sie umfassend, in's Schwerdt gestürzt, womit er den herbeigekommenen Vater wildblickend bedroht und zurückgescheucht hatte. Die Königin entfernt sich schweigend und läßt Schlimmes ahnen*); kaum aber ist sie weg, so

---

*) Ueber den Schluß der Antigone sagt Oehlenschläger in der oben angeführten Schrift: „Einige der besten griechischen Tragödien wie Antigone und Ajax schließen sogar mit Episoden.“ Sobald man mit dem Begriffe der Episode nur irgend den eines Hinzutretenden, welches dem Ganzen nicht wesentlich nothwendig sey, d. h. ohne welches das Ganze auch als solches habe bestehen können, verbinden wollte, dürfte man den Schluß der Antigone nicht mit diesem Namen bezeichnen. Da die Idee dieser Tragödie in dem Conflicte zwischen Antigone und Kreon besteht, so wäre sie nicht vollständig dargestellt, wenn die Wirkungen desselben nur an Antigone und nicht auch an Kreon sichtbar würden, denn sonst würde Kreon als vollkommen recht handelnd erscheinen, und Antigone's That als eine, wofür sie die verdiente Strafe empfangen. Denn der Schluß enthält nichts als die Strafe, welche den Kreon trifft, und enthält demnach einen wesentlichen, ganz unentbehrlichen Theil, ohne welchen die Idee der Tragödie nicht nur unvollkommen zur Erscheinung gelangt wäre, sondern als eine ganz andere und falsche erscheinen würde. Eher könnte

erscheint Kreon klagend, und bald wird dem Unglücklichen gemeldet, daß auch die Gattin sich getödtet habe. So steht er denn gebeugt in schwerem Jammer, er, der sich vermessen hatte, die heilige Pflicht gegen die in Göt-

---

man den Schluß des Ajax eine Episode nennen, doch auch dieser enthält nichts als die Abrundung der Idee dieser Tragödie, und läßt sich nicht als ein irgend fremdartiger Zusatz betrachten. Wir sehen einen großen und edeln Helden durch Stolz, welchen er nicht zu zügeln vermag, als er Kränkung erfährt, zum Wahnsinn getrieben, und als er nach tollem Thun wieder zu sich kommt, sein Leben durch Selbstmord enden, weil er nicht Schmach und Selbstentehrung ertragen kann. Mit seinem Tode könnte freilich die Tragödie enden, aber herb würde dieser Schluß seyn, und der Dichter befriedigt unser Gefühl dadurch, daß er den Todten als würdigen Helden im Streit über seine Leiche erkennen läßt, und daß grade der ihm vorgezogene, von ihm gehaßte Held, welcher die nächste Veranlassung seines Endes war, ihm die Anerkennung gewährt und die Heerfürsten mit ihm aussöhnt. Will man diese Art von Behandlung einer Idee eine Episode nennen, so muß man diesen Namen auch auf die Scene nach Julia's Tod in Shakespeare's Romeo und Julie anwenden, und doch gehört auch diese zur Idee dieser Tragödie. Der Haß tritt uns darin zerstörend entgegen, zerstörend die Liebe, welche unbegreiflich in allmächtiger Wahlverwandtschaft zwei herrliche Wesen zu einander hinreißt, daß sie nur noch der Liebe Zauber fühlen, taub für alles Andere, und die von jenem Haß getroffen dem Tode verfallen. Da ist es denn ganz befriedigend, daß der Haß am Grabe der schönen durch ihn zerstörten Blüthen stehe und im eigenen herben Leide seine Thorheit erkenne, und der Versöhnung, wenn auch allzu spät weiche. Eher noch ließe sich der Schluß von Schiller's Wilhelm Tell eine entbehrliche Epi-

terschutz stehenden Todten ohne die heilige Scheu, welche ihr gebührte, nach seiner Einsicht unabänderlich zu bestimmen. Er steht da, ein Gegenstand des Mitleids, an dem zu lernen gleichwie an der Antigone, daß dem

---

sode nennen, weil er nur dient, die Reinheit der Schweizer in den Motiven ihrer Befreiung noch anschaulicher zu machen, was aber grade nicht nöthig war, weil diese Motive von dem Dichter aufs Trefflichste und Rührendste im Fortgange der Handlung ins Licht gesetzt worden sind, und keines weiteren Beweises ihrer Reinheit bedürfen. Somit dient die letzte Scene nur subsidiarisch der dargestellten Idee. Eben so erscheint in des Aeschylus gefeßeltem Prometheus die Episode der Scene, wo Io auf der Bühne sich befindet, wenn sie gleich auch nicht für den befreiten Prometheus gleichgültig ist, doch nur subsidiarisch, um das Verfahren des neuen Herrschers, des Zeus, gegen den Prometheus zu verstärken durch ein Beispiel, wie er selbst ein geliebtes Wesen leiden läßt, ohne ihm Schutz zu gewähren. Dagegen erfordert in Oehlenschläger's Correggio die Idee die Fortsetzung des Stücks nach dem Tod des unglücklichen Malers, weil es sonst peinlich herb geendet hätte. Da Benennungen nicht gar selten nicht bei dem ersten damit verknüpften Begriff stehen bleiben, sondern man andere Begriffe daran knüpft, welche mitunter verderblich wirken können, wie es z. B. mit der Benennung des Romantischen gegangen ist, welche jede Narrheit beschönigen sollte, so wäre es beßer, alle solche, welche falsche Nebengedanken erwecken können, zu beseitigen, und dahin möchte ich die Benennung der Episode rechnen, für alle Dichtungen, wo eine sogenannte Episode genau mit der Idee des Gedichts zusammenhängt und einen Theil derselben ausmacht. Läßt sich doch selbst der Schluß der Iliade nicht in diesem Sinne als eine Episode betrachten, denn der Zorn des Achilles kann nicht wohl das bloße Erzürnt-

Menschen nicht vergönnt ist, seinen Willen überall durchzusetzen, und daß die streng auf ihrem Sinn Beharrenden, der Mäßigung und Nachgiebigkeit Unzugänglichen,

---

werden desselben seyn, wie es der leider zu frühe geschiedene, meinem Andenken stets theure, geistreiche Näke nahm, welcher den Zorn nur in dem ersten Gesang der Iliade behandelt glaubte. Der Zorn des Achilles besteht nicht bloß in einem Gereiztwerden desselben, sondern auch in den Folgen, welche sein Verharren darin für die Danaer und ihn selbst hat, und endlich in dem Schluß desselben, als er, nachdem er die Folgen seines Zorns, den Tod des Patroklos, an Hektor gerächt hatte, wieder zu dem Zustande der Milde zurückkehrt, ablaßend von der heftigen Gemüthsstimmung, in welche wir ihn im ersten Gesang versetzt sehen. (Nebenbei sey bemerkt, daß ich damit nicht behaupten will, die Iliade sey nur von einem Dichter gedichtet, denn ob dieses Gedicht von einem oder mehreren gedichtet sey, kann nur durch historische Beweise oder gar nicht bewiesen werden. Wäre es von Einem gedichtet, so würden die Ungleichheiten und was man alles als gegen die Abfaßung von einem einzigen Dichter vorbringen kann, nichts beweisen, weil man es als ein Wunder ansehen müßte, wenn ein solches Nationalgedicht, das überall vorgetragen ward, ohne alle Umänderungen, Auslaßungen, Vertauschungen, Zusätze geblieben wäre. Wie viel aber von dergleichen vorkommen mag, dadurch kann eine ursprüngliche Einheit in dem ganzen Umfange des jetzigen Gedichts nicht widerlegt werden, weil es wegen der obwaltenden Umstände gar nicht anders erwartet werden kann. Aber aus der inneren Einheit des Gedichts die Einheit der Abfaßung beweisen zu wollen, ist ein eben so vergebliches Bemühen, denn wenn in einem Zeitalter die Dichtung blüht unter der Gunst der Umstände und sich in einem nationalen Kreise von bestimmtem Umfange dreht, so wird der Dich-

sich in unlösbare Conflicte verstrickend, herbem Geschicke verfallen, wohl des Mitleids werth aber durch des Eigenwillens Übermaaß nicht frei von Schuld.

---

ter, welcher ein Stück desselben fortsetzt, grade den gegebenen Motiven folgen, und indem immer Einer die Motive des Andern weiter fortführt, ohne welches Verfahren eine Fortsetzung gar nicht möglich ist, entsteht die innere Einheit von selbst, so daß sich aus ihr eine Einheit der Abfassung nicht beweisen läßt. Deßhalb bleibt die Frage, ob die Iliade von einem oder mehreren Dichtern herrühre, durchaus der historischen Beweisführung anheimgestellt).

Homer's Ilias,

in Hexametern übersetzt

von

Hermann Monjé.

Mit einem Kupfer.

12. 20½ Bogen. Elegant geheftet Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2.

In dem „Archiv für den Unterricht im Deutschen in Gymnasien, Realschulen und andern höhern Lehranstalten, zweiter Jahrgang erstes Heft (Düsseldorf 1844), S. 132 ff." spricht sich H. Viehoff, bekannt als geistreicher Erklärer Schiller's, folgendermaßen über die Uebersetzung der homerischen Ilias von Monjé aus:

„Ich halte dafür, daß in keinem poetischen Erzeugnisse deutscher Zunge, „weder in einer Originaldichtung noch einer Uebersetzung, der Hexameter in „so vollendeter Gestalt aufgetreten ist, wie in der hoffentlich bald erscheinen„den Übersetzung der Ilias von Hermann Monjé. Nirgends vereinigt „dieser Vers so sehr Anmuth und Gefälligkeit mit Würde und gemessenem „Gange; nirgends erscheint er so sehr im Einklang mit dem Genius unserer „Sprache; nirgends befriedigt er in gleichem Maße das an accentuirende „Rhythmen gewöhnte Ohr des nicht klassisch Gebildeten und das mit dem „antiken Versgang vertraute Ohr des Gelehrten. Dazu kommt eine größere „Naivetät, Einfachheit und Leichtigkeit des Ausdrucks, als sich in irgend „einer früheren Übersetzung findet, eine größere Klarheit und Durchsichtigkeit „der Sprache, wodurch Homer allen gebildeten Ständen und besonders der „Jugend näher gerückt wird, so daß er nunmehr mit seinem eigentlichen poeti„schen Gehalt reiner auf sie wirken wird; ferner ein ungemeiner Wohlklang der „Sprache durch eine durchaus ungesuchte, ja bewußtlos entstandene Malerei „in Wortklängen und Rhythmen unterstützt.

„Wir glauben die Leser des Archivs auch auf diese Uebersetzungsprobe „dringend aufmerksam machen zu müssen, da die Lehrer des Deutschen nicht „minder als die der klassischen Sprachen dabei interessirt sind, daß wir „möglichst vollendete, auf der Höhe der gegenwärtigen Sprachentwickelung „stehende Uebersetzungen der Schul-Classiker bekommen."

Diesem Urtheile eines Mannes, dessen Stimme, sowohl in Gegenständen der alten wie der neueren Literatur eine gewichtige Autorität bildet, haben wir weiter nichts hinzuzufügen, als daß eine schöne Ausstattung und billiger Preis die Verbreitung des Buchs in den weitesten Kreisen unterstützen wird. —

Von demselben Verfasser wird in Kürze auch eine Uebersetzung von **Homer's Odyssee** erscheinen.

J. D. Sauerländer's Verlag.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwenck, Johann Konrad,

Die sieben Tragödien des Sophokles

Frankfurt a.M. 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.gr.o.556
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11725975-9